

Leseprobe

Lucinda Riley

Die verschwundene Schwester

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 24. Mai 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Wer ist die geheimnisvolle verschwundene Schwester?

Sieben Sterne umfasst das Sternbild der Plejaden, und die Schwestern d'Aplière tragen ihre Namen. Stets war ihre siebte Schwester aber ein Rätsel für sie, denn Merope ist verschwunden, seit sie denken können. Eines Tages überbringt der Anwalt der Familie die verblüffende Nachricht, dass er eine Spur entdeckt hat: Ein Weingut in Neuseeland und die Zeichnung eines sternförmigen Rings weisen den Weg. Es beginnt eine Jagd quer über den Globus, denn Mary McDougal – die Frau, die als Einzige bestätigen kann, ob ihre Tochter Mary-Kate die verschwundene Schwester ist – befindet sich auf einer Weltreise. Während die Schwestern ihre Suche nach Neuseeland, Kanada, England, Frankreich und Irland führt, schlüpft ihnen Mary immer wieder durch die Finger. Und es scheint, als wolle sie unbedingt verhindern, gefunden zu werden ...



Autor

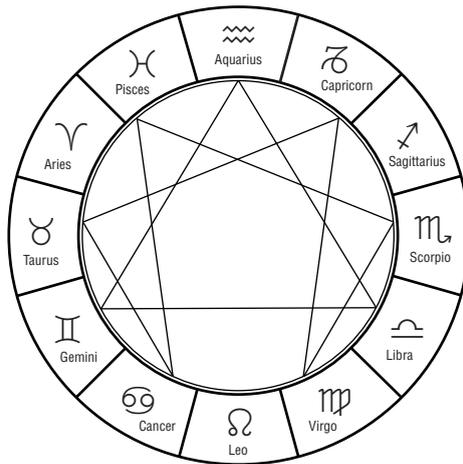
Lucinda Riley

Lucinda Riley wurde in Irland geboren und verbrachte als Kind mehrere Jahre in Fernost. Sie liebte es zu reisen und war nach wie vor den Orten ihrer Kindheit sehr verbunden. Nach einer Karriere als Theater- und Fernsehschauspielerin konzentrierte sich Lucinda Riley ganz auf das Schreiben – und das mit sensationellem Erfolg: Seit ihrem gefeierten Roman »Das Orchideenhaus« stand jedes ihrer Bücher an der Spitze der internationalen

Für Harry

Mut ist wissen,
wovor man keine Angst haben muss.

Platon



Personen

Atlantis

Pa Salt	Adoptivvater der Schwestern (verstorben)
Marina (Ma)	Mutterersatz der Schwestern
Claudia	Haushälterin von Atlantis
Georg Hoffman	Pa Salts Anwalt
Christian	Skipper

Die Schwestern d'Aplière

Maia
Ally (Alkyone)
Star (Asterope)
CeCe (Celaeno)
Tiggy (Taygeta)
Elektra
Merope (fehlt)

MARY-KATE

Gibbston Valley
Neuseeland

Juni 2008

I

Nie werde ich vergessen, wo ich war und was ich tat, als ich meinen Vater sterben sah. Ich stand an ziemlich genau derselben Stelle wie jetzt, die Arme auf das Holzgeländer der Veranda um unser Haus gestützt, und schaute den Erntehelfern zu, wie sie sich zwischen den Reihen der Rebstöcke vorarbeiteten, an denen schwer die reifen Trauben hingen. Gerade als ich mich zu ihnen gesellen wollte, nahm ich aus dem Augenwinkel wahr, wie mein Vater, ein Schrank von einem Mann, urplötzlich aus meinem Blickfeld verschwand. Zuerst dachte ich, er hätte sich hingekniet, um heruntergefallene Trauben aufzuheben – er hasste jegliche Art von Verschwendung, was er auf die streng presbyterianische Einstellung seiner schottischen Eltern zurückführte –, da stürzten Helfer aus den Reihen neben der seinen zu ihm. Von der Veranda aus waren es gute hundert Meter. Ich rannte hinüber. Als ich ihn erreichte, hatte ihm schon jemand das Hemd aufgerissen und versuchte, ihn wiederzubeleben, indem er mit aller Kraft die Hände auf seinen Brustkorb presste und ihn von Mund zu Mund beatmete, während ein anderer die Notrufnummer wählte. Der Krankenwagen kam zwanzig Minuten später.

Wie er so mit wächserner Gesichtsfarbe auf der Tragbahre lag, wurde mir klar, dass ich seine tiefe, sonore Stimme, die immer so ernst klang, jedoch auch von der einen Sekunde auf die andere in ein raues, kehliges Lachen übergehen konnte, nie wieder hören würde. Tränenüberströmt küsste ich sanft seine wettergegerbte Wange, sagte ihm, dass ich ihn liebe, und verabschiedete mich von ihm. Im Nachhinein betrachtet wirkte das ganze schreckliche Ereignis, die Verwandlung eines vor Leben strotzenden

Menschen in eine kraftlose, leere Körperhülle surreal und letztlich unbegreiflich.

Nachdem Dad monatelang unter Schmerzen in der Brust gelitten hatte, die er als Sodbrennen abtat, war es uns endlich gelungen, ihn zu einem Arztbesuch zu bewegen. Der hatte ihm mitgeteilt, seine Cholesterinwerte seien zu hoch, er müsse Diät halten. Meine Mutter und ich wären fast verzweifelt, weil er weiterhin aß, worauf er Appetit hatte, und dazu jeden Abend eine Flasche Rotwein aus seinem eigenen Weingut leerte. Eigentlich hätte es uns also nicht überraschen dürfen, als schließlich das Schlimmste passierte. Vielleicht hatten wir ihn aufgrund seiner starken Persönlichkeit und Jovialität für unsterblich gehalten, aber wie meine Mutter so richtig bemerkte, bestehen wir am Ende doch alle nur aus Fleisch und Knochen. Wenigstens hatte er bis ganz zum Schluss so gelebt, wie er wollte. Außerdem war er immerhin dreiundsiebzig gewesen, eine Tatsache, die ich aufgrund seiner Körperkraft und Lebenslust gern vergaß.

Ja, ich fühlte mich betrogen. Schließlich war ich erst zweiundzwanzig. Obwohl ich wusste, dass ich spät in das Leben meiner Eltern getreten war, begriff ich, was das bedeutete, erst bei Dads Tod. In den Monaten, die er mittlerweile nicht mehr unter uns weilte, hatte ich Wut über diese Ungerechtigkeit empfunden; warum war ich nicht früher zur Welt gekommen? Mein großer Bruder Jack hatte mit seinen zweiunddreißig zehn Jahre mehr mit unserem Dad verbringen dürfen als ich.

Mum schien meinen Zorn zu spüren, auch wenn ich nie offen mit ihr darüber sprach. Genau deswegen plagten mich Schuldgefühle, weil sie ja nichts dafür konnte. Ich liebte sie von ganzem Herzen. Wir standen uns seit jeher sehr nahe, und sie trauerte ebenfalls, das sah ich. Weil wir uns bemühten, einander zu trösten, gelang es uns irgendwie, dieses tiefe Tal der Tränen zu durchschreiten.

Jack, der den Löwenanteil seiner Zeit damit verbrachte, sich durch den Bürokratieberg nach Dads Tod zu wühlen, war uns eine

große Stütze. Er musste nun die Leitung von The Vinery übernehmen, dem Weingut, das Mum und Dad aus dem Nichts aufgebaut hatten. Wenigstens hatte Dad ihn gut darauf vorbereitet.

Dad hatte Jack von Kindesbeinen an mitgenommen, wenn er im Reigen der Jahreszeiten seine kostbaren Rebstöcke hätschelte, die je nach Wetterlage irgendwann zwischen Februar und April die Trauben hervorbrachten, aus denen man einen köstlichen, seit Kurzem sogar preisgekrönten Pinot noir kelterte und lagerte, um ihn in Neuseeland und Australien zu verkaufen. Er hatte Jack jeden einzelnen Schritt gezeigt, sodass dieser schon mit zwölf Jahren die Helfer hätte anleiten können.

Mit sechzehn hatte Jack dann offiziell verkündet, er wolle in die Fußstapfen von Dad treten und eines Tages The Vinery leiten, was Dad natürlich sehr freute. Jack hatte Betriebswirtschaft studiert und anschließend begonnen, Vollzeit im Weinberg zu arbeiten.

»Es gibt nichts Schöneres, als ein intaktes Erbe zu hinterlassen«, hatte Dad zu Jack nach dessen sechsmonatigem Aufenthalt auf einem Weingut in den australischen Adelaide Hills gesagt und bei einer Flasche Wein erklärt, nun sei er bereit.

»Vielleicht möchtest du ja eines Tages auch ins Familienunternehmen einsteigen, Mary-Kate. Trinken wir darauf, dass es noch in Hunderten von Jahren McDougals auf diesem Weingut geben wird!«

Während Jack Dads Traum teilte, geschah bei mir genau das Gegenteil. Möglicherweise lag es daran, dass Jack so aufrichtig vom Anbau hervorragender Weine begeistert war. Er roch nicht nur mit seiner feinen Nase faule Trauben aus einem Kilometer Entfernung, sondern war obendrein ein ausgezeichneter Geschäftsmann. Ich hingegen sah, während ich vom Mädchen zur jungen Frau heranwuchs, lediglich zu, wie Dad und Jack zwischen den Rebstöcken patrouillierten und im »Labor« arbeiteten (so nannten sie liebevoll einen großen Schuppen mit Blechdach). Mich interessierten andere Dinge. Mittlerweile war The Vinery für mich etwas, das nichts mit mir und meiner Zukunft zu tun

hatte. Trotzdem half ich in den Schul- und Uniferien in unserem kleinen Laden mit oder ging meinen Eltern und Jack zur Hand, wo ich gebraucht wurde, auch wenn Wein einfach nicht meine Leidenschaft war. Obwohl Dad enttäuscht gewirkt hatte, als ich ihm mitteilte, ich werde Musik studieren, war es ihm gelungen, Verständnis für mich aufzubringen.

»Das freut mich für dich«, hatte er gesagt und mich umarmt. »Aber Musik ist ein weites Feld, Mary-Kate. Wohin genau soll die Reise gehen?«

Verlegen hatte ich ihm gestanden, dass ich eines Tages als Sängerin meine eigenen Songs schreiben wolle.

»Das ist ein höllisch großer Traum, und zu seiner Verwirklichung kann ich dir nur viel Glück wünschen. Auf deine Mum und mich wirst du immer zählen können, das ist dir klar, oder?«

»Wie schön, Mary-Kate«, hatte Mum ihm beigepflichtet. »Sich durch Gesang ausdrücken zu können, ist etwas Wunderbares.«

Ich hatte tatsächlich Musik studiert, und zwar an der hoch angesehenen University of Wellington. Ein modernes Aufnahmestudio für meine Songs zur Verfügung zu haben und mich mit anderen Studenten austauschen zu können, die meine Liebe teilten, war einfach unglaublich. Ich trat im Duo mit Fletch auf, einem engen Freund, der Rhythmusgitarre spielte und dessen Singstimme gut mit der meinen harmonierte. Hin und wieder schafften wir es, einen Gig in Wellington zu ergattern, und auch beim Studienabschlusskonzert im vergangenen Jahr waren wir mit von der Partie gewesen. Bei der Gelegenheit hatte meine Familie mich das erste Mal live singen und Keyboard spielen gehört.

»Ich bin sehr stolz auf dich, MK.« Dad hatte mich fest an sich gedrückt. Das war einer der schönsten Momente meines Lebens gewesen.

»Und heute, ein Jahr nach meinem Abschluss, sitze ich nach wie vor hier zwischen Rebstöcken«, jammerte ich. »Aber mal ehrlich, MK, hast du echt geglaubt, Sony würde mit einem Plattenvertrag für dich ums Eck kommen?«

In dem Jahr nach der Uni war ich im Hinblick auf meine Zukunft immer niedergeschlagener geworden, und durch Dads Tod hatte meine Kreativität einen schweren Schlag erlitten. Es fühlte sich an, als hätte ich die beiden größten Lieben meines Lebens gleichzeitig verloren, da die eine unauflöslich mit der anderen verbunden war. Dads Faible für weibliche Singer-Songwriter hatte seinerzeit meine Leidenschaft für die Musik geweckt. Ich war mit den Stimmen von Joni Mitchell, Joan Baez und Alanis Morissette aufgewachsen.

Die Zeit in Wellington hatte mir vor Augen geführt, wie behütet und idyllisch meine Kindheit in diesem herrlichen Garten Eden des Gibbston Valley gewesen war. Die Berge, die sich zu beiden Seiten des Tals erhoben, bildeten einen natürlichen Schutzwand, und in dem fruchtbaren Boden gedieh wie durch Zauberhand eine Überfülle an saftigen Früchten.

Ich weiß noch, wie Jack mich als Teenager überredete, von den wilden Stachelbeeren zu kosten, die an dornigen Sträuchern hinter dem Haus wuchsen, und wie er lauthals lachte, als ich die sauren Beeren angewidert ausspuckte. Meine Eltern legten mir keine Zügel an, wenn ich in der freien Natur herumtobte, weil sie wussten, dass mir, wenn ich in den kühlen, klaren Bächen planschte oder Kaninchen durchs struppige Gras jagte, nichts passieren konnte. Während meine Eltern im Weingut schufteten, neue Rebstöcke pflanzten, sie vor hungrigen Tieren schützten und schließlich die Trauben ernteten und pressten, hatte ich in meiner eigenen Welt gelebt.

Plötzlich schob sich eine Wolke vor die grelle Morgensonne, sodass das Tal in einem satteren Grün erschien. Das waren die ersten Vorboten des Winters. Nicht zum ersten Mal überlegte ich, ob es die richtige Entscheidung gewesen war hierzubleiben. Zwei Monate zuvor hatte Mum zu meiner Überraschung erklärt, sie wolle sich auf eine »Weltreise« begeben und Freunde besuchen, die sie jahrelang nicht gesehen habe. Und sie hatte mich gefragt, ob ich Lust hätte, sie zu begleiten. Seinerzeit hoffte ich

noch, dass die Demoaufnahme, die ich mit Fletch eingespielt und kurz vor Dads Tod an Plattenfirmen auf der ganzen Welt geschickt hatte, deren Interesse wecken würde. Doch immer wieder hatten wir Absagen erhalten, mit der Begründung, unsere Musik sei leider nicht das, wonach der betreffende Produzent »im Moment« suche.

»Liebes, du weißt so gut wie ich, dass es mit zum Schwierigsten überhaupt gehört, im Musikgeschäft Fuß zu fassen«, hatte Mum gemeint.

»Und genau deswegen sollte ich hierbleiben«, hatte ich geantwortet. »Fletch und ich arbeiten an neuen Songs. Ich kann ihn nicht im Stich lassen.«

»Nein, natürlich nicht. Zum Glück bleibt dir ja, wenn alle Stricke reißen, immer noch The Vinery.«

Ich hätte dankbar für ihren Trost und dafür sein sollen, dass ich mir im Laden und in der Buchhaltung Geld verdienen konnte. Doch wie ich nun so den Blick über meinen Garten Eden schweifen ließ, seufzte ich tief. Der Gedanke, den Rest meines Lebens darin zu verbringen, gefiel mir nicht, egal wie sicher und schön es in dem Tal war. Seit meinem Studium und besonders nach Dads Tod hatte sich alles verändert. Es fühlte sich an, als hätte das Herz dieses Ortes mit dem seinen zu schlagen aufgehört. Zu allem Überfluss hatte Jack, der schon vor Dads Tod wusste, dass er den Sommer bei einem Winzer im französischen Rhônetal verbringen wollte, nach einem Gespräch mit Mum beschlossen, diese Reise trotz allem anzutreten.

»Unsere Zukunft liegt jetzt in Jacks Händen, und er muss so viel lernen, wie er kann«, hatte Mum mir erklärt. »In seiner Abwesenheit leitet unser Verwalter Doug das Weingut. Zum Glück ist gerade die ruhige Saison und somit genau der richtige Zeitpunkt für einen solchen Aufenthalt.«

Doch jetzt, da Mum am Vortag zu ihrer »Weltreise« aufgebrochen und auch Jack nicht da war, fühlte ich mich sehr allein und lief Gefahr, in ein tiefes Loch zu fallen.

»Du fehlst mir, Dad«, murmelte ich, als ich zum Frühstück hineinging, obwohl ich eigentlich keinen Appetit hatte. Die Stille im Haus trug nicht gerade dazu bei, meine Stimmung zu heben. In meiner Kindheit hatte es darin stets von Menschen gewimmelt. Wenn keine Lieferanten oder Erntehelfer da waren, besuchten uns Leute, die sich das Weingut ansehen wollten und mit denen Dad ins Gespräch gekommen war. Er ließ sie gern seinen Wein kosten und lud sie oft sogar zu uns nach Hause zum Essen ein. In Neuseeland wurde Gastfreundschaft großgeschrieben, und so war ich es gewöhnt, mit Wildfremden an unserem langen Kiefernholztisch mit Blick aufs Tal zu sitzen. Keine Ahnung, wie es meiner Mutter ein ums andere Mal gelang, so schnell ein schmackhaftes Essen in ausreichender Menge herbeizuzaubern.

Außerdem fehlten mir Jacks Ruhe und Energie. Obwohl er mich gern neckte, konnte ich mir sicher sein, dass er unerschütterlich zu mir halten und mich beschützen würde.

Ich nahm einen Tetrapak Orangensaft aus dem Kühlschrank und schüttete den letzten Rest daraus in ein Glas, bevor ich mich daranmachte, an einem Laib altem Brot herumzusäbeln. Damit es einigermaßen essbar wurde, toastete ich es. Dann stellte ich eine kurze Einkaufsliste zusammen, weil die Vorräte so gut wie aufgebraucht waren. Der nächstgelegene Supermarkt befand sich in Arrowsmith. Mum hatte jede Menge Sachen in großen Plastikbehältern für mich eingefroren, doch ich hätte ein schlechtes Gewissen gehabt, sie für mich allein aufzutauen.

Vor Kälte zitternd ging ich mit der Liste ins Wohnzimmer und setzte mich auf das alte Sofa vor dem riesigen Kamin aus dem für die hiesige Gegend so typischen grauen Vulkangestein. Dieser Kamin hatte meine Eltern vor dreißig Jahren dazu gebracht, das zu erwerben, was einmal eine Hütte mitten in der Wildnis, eine Hütte mit einem einzigen Raum ohne fließendes Wasser und Toilette, gewesen war. Mum und Dad hatten sich oft daran erinnert, wie sie und der damals zweijährige Jack in jenem ersten Sommer in dem Bach zwischen den Felsen hinterm Haus badeten

und buchstäblich ein Loch im Boden für ihr tägliches Geschäft benutzten.

»Das war der glücklichste Sommer meines Lebens«, schwärmte Mum, »und im Winter war's wegen des Kamins sogar noch schöner.«

Mum liebte echtes Kaminfeuer, und sobald der erste Frost das Tal überzog, schickte sie Dad, Jack und mich in den Laden, um gut abgelagertes Feuerholz zu kaufen. Das legten wir in die Nischen zu beiden Seiten des Kamins, bevor Mum einige Scheite aufschichtete und ein Streichholz anriss. Das Ritual nannten wir in unserer Familie »das erste Feuer anzünden«. Von diesem Augenblick an prasselte dieses Feuer munter die ganzen Wintermonate hindurch, bis zwischen September und November, unserem Frühjahr, die Sternhyazinthen und Schneeglöckchen (deren Zwiebeln sie sich aus Europa schicken ließ) unter den Bäumen blühten.

Vielleicht sollte ich den Kamin jetzt anmachen. Ich erinnerte mich an die behagliche Wärme, die mich in der Kindheit an klirrend kalten Tagen nach der Schule zu Hause empfangen hatte. Dad war das Herz des Weinguts, Mum mit ihrem Kaminfeuer das unseres Heims.

Ich zwang mich, nicht weiter nachzugrübeln, denn ich war nun wirklich zu jung, um mich mit Erinnerungen an die Kindheit trösten zu wollen. Ich brauchte Gesellschaft, das war alles. Doch leider hielten sich die meisten meiner Unifreunde entweder im Ausland auf und genossen die letzte Zeit der Freiheit, bevor sie sich einen festen Job suchten und ein Leben aufbauten, oder sie steckten bereits im Berufsalltag.

Wir besaßen einen Festnetzanschluss, aber der Internetempfang war schlecht. E-Mails zu schicken gestaltete sich wie ein Albtraum, weswegen Dad oft die halbe Stunde nach Queenstown gefahren war, um sie vom Computer eines Freundes im Reisebüro aus zu senden. Unser Tal hatte er scherzhaft »Brigadoon« genannt, nach einem alten Film über ein Dorf, das alle hundert Jahre einen einzigen Tag lang zum Leben erwacht und somit nie

durch die Außenwelt verändert wird. Möglicherweise konnte man unser Tal tatsächlich als »Brigadoon« bezeichnen – schließlich veränderte es sich kaum –, doch es war definitiv nicht der richtige Ort für eine angehende Singer-Songwriterin, sich einen Namen zu machen. Ich träumte von Manhattan, London oder Sydney, wo in den Hochhäusern Plattenproduzenten nur darauf warteten, Fletch und mich zu Starruhm zu katapultieren ...

Da riss das Klingeln des Festnetztelefons mich aus meinen Gedanken, und ich hob ab.

»Sie sind mit The Vinery verbunden«, sagte ich wie seit Kindertagen.

»Hi, MK, ich bin's, Fletch.« So nannten alle außer Mum mich.

»Hallo«, erwiderte ich erfreut. »Was gibt's Neues?«

»Leider nichts. Ich wollte dein Angebot annehmen und dich besuchen. Hab zwei Tage frei im Café und muss mal raus aus der Stadt.«

Und ich würde gern rein in die Stadt ...

»Super! Komm, wann du willst. Ich bin da.«

»Wie wär's mit morgen? Ich nehme das Auto, das heißt, ich werde den ganzen Vormittag brauchen, vorausgesetzt, Sissy lässt mich nicht im Stich.«

Sissy war der Lieferwagen, mit dem Fletch und ich zu unseren Gigs fuhren. Der Van war zwanzig Jahre alt und voller Rost, und aus dem wackeligen Auspuff, den Fletch provisorisch mit Schnur befestigt hatte, quoll dichter Rauch. Hoffentlich schaffte Sissy die mehrstündige Reise von Dunedin, wo Fletch mit seiner Familie lebte.

»Dann sehen wir uns so gegen Mittag?«, fragte ich.

»Ja. Ich kann's kaum erwarten. Du weißt ja, wie gut's mir bei euch gefällt. Wir könnten ein paar Stunden auf dem Klavier rumprobieren, an neuen Songs basteln. Was meinst du?«

»Warum nicht?«, antwortete ich, obwohl ich wusste, dass es mit meiner Kreativität momentan nicht allzu weit her war. »Tschüs, Fletch, bis morgen.«

Ich beendete das Gespräch und kehrte zurück zum Sofa. Wenigstens fühlte ich mich jetzt, da Fletch mich besuchen wollte, besser – sein Humor und seine optimistische Lebenseinstellung würden mich aufmuntern.

Da hörte ich von draußen einen Pfiff, mit dem unser Verwalter Doug uns immer darauf aufmerksam machte, dass er sich auf dem Gelände aufhielt. Ich stand auf und ging auf die Terrasse, von wo aus ich Doug und eine Gruppe kräftiger Männer von den pazifischen Inseln zwischen den kahlen Rebstöcken hindurchstapfen sah.

»Hi!«, begrüßte ich sie.

»Hi, MK! Ich zeig den Leuten gerade, wo sie mit der Arbeit anfangen sollen«, erklärte Doug.

»Prima. Hallo, Jungs«, rief ich, und sie winkten zu mir herauf.

Ihr Auftauchen brachte Leben ins Tal, und als noch die Sonne hinter der Wolke hervorspitzte, verbesserte sich meine Stimmung zusehends.

II

Atlantis

Genfer See, Schweiz

Juni 2008

»Du siehst blass aus, Maia. Ist alles in Ordnung?«, erkundigte sich Ma, als sie die Küche betrat.

»Ja, danke, ich habe nur letzte Nacht nicht gut geschlafen, weil ich die ganze Zeit an Georg Hoffmans Eröffnung denken musste.«

»Das war allerdings eine Überraschung. Kaffee?«

»Ähm, nein, danke. Wenn Kamillentee im Haus ist, wäre mir der lieber.«

»Natürlich haben wir welchen«, mischte sich Claudia ein, die die grauen Haare wie stets streng zu einem Knoten gebunden trug. Auf ihr sonst so mürrisches Gesicht trat ein Lächeln für Maia, als sie einen Korb voll mit ihren frisch gebackenen Brötchen und Gebäckstücken auf den Küchentisch stellte. »Vor dem Schlafengehen trinke ich selbst gern eine Tasse.«

»Du scheinst dich wirklich nicht wohlzufühlen, Maia. Ich habe noch nie erlebt, dass du morgens keinen Kaffee magst«, bemerkte Ma und schenkte sich welchen ein.

»Gewohnheiten sind da, um sie abzulegen«, erwiderte Maia müde. »Wie du dich vielleicht erinnerst, leide ich unter Jetlag.«

»Ich weiß, *chérie*. Iss doch einen Happen, leg dich anschließend wieder ins Bett und versuch zu schlafen, ja?«

»Nein, Georg hat gesagt, er würde später vorbeischaun, um zu besprechen, was wir hinsichtlich der ... verschwundenen Schwester tun sollen. Wie verlässlich, glaubst du, sind seine Quellen?«

»Ich habe keine Ahnung.« Ma seufzte.

»*Sehr*«, mischte sich Claudia erneut ein. »Wäre er sich seiner Sache nicht sicher, hätte er sich nicht mitten in der Nacht hierherbemüht.«

»Guten Morgen, meine Lieben.« Ally betrat die Küche und gesellte sich zu den anderen. Ihr kleiner Sohn Bär schlummerte, den Kopf schlaff zur Seite, eine winzige Faust in eine Strähne von Allys rotgoldenen Locken verkrallt, in einer Trageschleufe vor ihrem Bauch.

»Soll ich ihn dir abnehmen und in sein Bettchen legen?«, erbot sich Ma.

»Nein. Sobald er merkt, dass er allein ist, wacht er bestimmt auf und fängt zu schreien an. Maia, du schaust schrecklich blass aus«, stellte Ally fest.

»Das habe ich auch gerade gesagt«, pflichtete Ma ihr bei.

»Keine Sorge, mir geht's gut«, wiederholte Maia. »Übrigens: Ist Christian da?«, fragte sie Claudia.

»Ja. Er möchte mit dem Boot über den See hinüber nach Genf fahren, um Lebensmittel für mich zu besorgen.«

»Könntest du ihn bitte anrufen und ihm sagen, dass ich ihn gern begleiten würde? Ich muss ein paar Dinge in der Stadt erledigen, und wenn wir uns bald auf den Weg machen, bin ich zurück, wenn Georg mittags kommt.«

»Selbstverständlich.« Claudia nahm den Hörer in die Hand, um Christian zu informieren.

Ma stellte Ally eine Tasse Kaffee hin. »Ich habe zu tun. Frühstückt ihr ruhig weiter.«

»Christian meint, das Motorboot ist in einer Viertelstunde bereit«, erklärte Claudia und legte auf. »Und ich muss Marina helfen.« Sie nickte Ally und Maia zu und verließ die Küche.

»Bist du wirklich okay?«, erkundigte sich Ally bei Maia, sobald sie allein waren. »Du bist kreidebleich.«

»Bitte mach dir keine Gedanken, Ally. Vielleicht habe ich mir im Flugzeug den Magen verdorben.« Maia trank einen Schluck Tee. »Irgendwie fühlt es sich hier fremd an, findest du nicht? Ich meine, dass einfach alles so weiterläuft wie vor Pas Tod. Dabei ist nichts mehr so wie früher. Pa hat eine gewaltige Lücke hinterlassen.«

»Ich bin schon eine Weile in Atlantis und habe mich wahrscheinlich dran gewöhnt, aber ja, du hast recht.«

»Du sagst, ich schaue krank aus, Ally, doch du scheinst ziemlich abgenommen zu haben.«

»Ach, das war bloß der Schwangerschaftsbauch ...«

»Das glaube ich nicht. Das letzte Mal habe ich dich vor einem Jahr gesehen, als du von hier weggefahren bist, um dich zum Fastnet-Rennen mit Theo zu treffen. Da warst du noch nicht schwanger.«

»Doch, ich hab's nur nicht gewusst«, erwiderte Ally.

»Das heißt, du hast gar nichts gemerkt? Dir war morgens nicht übel oder so?«

»Anfangs nicht. Das hat, wenn ich mich recht entsinne, nach ungefähr acht Wochen angefangen. Von da an ging's mir richtig dreckig.«

»Jedenfalls bist du zu dünn. Vielleicht achtest du nicht genug auf dich.«

»Für mich allein ist es mir einfach zu viel Aufwand, etwas Richtiges zu kochen. Und selbst wenn ich mich mal zum Essen hinsetze, muss ich meistens gleich wieder aufspringen und mich um den kleinen Mann kümmern.« Ally streichelte liebevoll Bär's Wange.

»Muss ganz schön hart sein, sein Kind allein aufzuziehen.«

»Ja. Natürlich gibt es da meinen Bruder Thom, aber der ist stellvertretender Chefdirigent beim Philharmonischen Orchester Bergen, was bedeutet, dass ich ihn außer sonntags kaum jemals zu Gesicht bekomme. Manchmal nicht einmal dann, denn gelegentlich ist er mit den Musikern auf Tournee. Nicht der Schlafmangel und das ständige Stillen und Windelwechseln belasten mich, sondern dass ich mit niemandem reden kann, besonders wenn's Bär nicht gut geht und ich mir Sorgen um ihn mache. Deswegen ist es so schön, Ma zu haben, sie kennt sich mit Babys aus wie keine Zweite.«

»Ja, eine bessere Großmutter kann man sich nicht vorstellen«, meinte Maia lächelnd. »Pa hätte sich sicher über Bär gefreut. Der

Kleine ist zum Anbeißen. Aber jetzt muss ich nach oben, mich umziehen.«

Als Maia aufstand, ergriff Ally die Hand ihrer älteren Schwester. »Es ist so schön, dich wiederzusehen. Du hast mir sehr gefehlt.«

»Und du mir.« Maia küsste Ally auf die Stirn. »Bis später.«

* * *

»Ally! Maia! Georg ist da!«, rief Ma am Mittag die Treppe hinauf.

Von oben ertönte ein gedämpftes »Wir kommen gleich«.

»Erinnern Sie sich noch, wie Pa Salt Ihnen zu Weihnachten ein altes Messingmegafon geschenkt hat?«, fragte Georg schmunzelnd, als er Ma in die Küche und hinaus auf die sonnendurchflutete Terrasse folgte. Er wirkte deutlich entspannter als am Abend zuvor. Seine stahlgrauen Haare waren ordentlich nach hinten gekämmt, und zu seinem eleganten Nadelstreifenanzug trug er ein geschmackvolles kleines Einstecktuch.

»Ja«, antwortete Ma und bot Georg einen Platz unter dem Sonnenschirm an. »Natürlich hat das auch nichts genützt, weil alle Mädchen ihre Musik voll aufgedreht hatten, auf ihren Instrumenten spielten oder miteinander stritten. Im Dachgeschoss ging es immer zu wie im Irrenhaus. Und ich fand es herrlich. Ich könnte Ihnen Claudias Holunderblütenlikör anbieten oder eine gekühlte Flasche von Ihrem provenzalischen Lieblingsrosé. Was ist Ihnen lieber?«

»Da heute so ein schöner Tag ist und ich in diesem Sommer noch keinen Rosé getrunken habe, entscheide ich mich dafür. Danke, Marina. Soll ich uns beiden einschenken?«

»Für mich lieber nicht. Ich habe heute Nachmittag zu tun, und ...«

»Ich bitte Sie! Sie sind Französin! Ein Gläschen Rosé wird Sie schon nicht umbringen. Ich bestehe darauf«, sagte Georg gerade, als Maia und Ally sich zu ihnen gesellten. »Hallo, meine Lieben.« Georg erhob sich. »Möchten Sie einen Rosé?«

»Einen kleinen Schluck für mich, danke, Georg«, antwortete

Ally und nahm Platz. »Vielleicht schläft Bär dann die kommende Nacht besser«, fügte sie lachend hinzu.

»Für mich nicht«, meinte Maia. »Fast hätte ich die Schönheit von Atlantis vergessen. In Brasilien ist alles so ... *überlebensgroß* – die Menschen sind laut, die Farben der Natur grellbunt, und es herrscht eine schreckliche Hitze. Im Vergleich dazu fühlt sich das Leben in dieser Gegend sanft und ruhig an.«

»Jedenfalls ist es hier sehr friedlich«, pflichtete Ma ihr bei. »Wir können froh sein, an einem Ort zu wohnen, an dem die Natur sich von ihrer besten Seite zeigt.«

»Der Schnee fehlt mir«, murmelte Maia.

»Dann komm doch mal im Winter nach Norwegen, das kuriert dich.« Ally grinste. »Noch schlimmer ist der Dauerregen dort. In Bergen regnet's deutlich öfter, als es schneit. Georg, wissen Sie inzwischen mehr über das, was Sie uns gestern Abend mitgeteilt haben?«

»Nur dass wir unser weiteres Vorgehen besprechen sollten. Einer von uns muss die Adresse aufsuchen, die ich habe, um herauszufinden, ob diese Frau tatsächlich die verschwundene Schwester ist.«

»Und wie sollen wir das feststellen?«, fragte Maia. »Gibt es irgendetwas, anhand dessen wir sie identifizieren können?«

»Ich habe die Zeichnung von einem recht ungewöhnlichen Schmuckstück, das ihr offenbar geschenkt wurde. Wenn sie es besitzt, wissen wir zweifelsfrei, dass sie die Richtige ist. Ich habe die Zeichnung mitgebracht.« Georg nahm ein Blatt Papier aus seiner schmalen Lederaktentasche und legte es auf den Tisch, sodass alle die Abbildung sehen konnten.

Ally betrachtete sie genau; Maia blickte ihr über die Schulter.

»Der Ring ist aus dem Gedächtnis gezeichnet«, erklärte Georg. »In der Fassung befinden sich Smaragde, und der Stein in der Mitte ist ein Brillant.«

»Wunderschön«, hauchte Ally. »Schau, Maia, das Ganze hat die Form eines Sterns mit ...«, sie zählte, »... sieben Spitzen.«

»Georg, wissen Sie, welcher Juwelier den gefertigt hat? Der Ring ist tatsächlich ziemlich ungewöhnlich«, bemerkte Maia.

»Leider nein«, antwortete Georg.

»Stammt die Zeichnung von Pa?«, erkundigte sich Maia.

»Ja.«

»Sieben Spitzen eines Sterns für sieben Schwestern ...«, murmelte Ally.

»Georg, Sie haben gestern Abend gesagt, sie heißt Mary«, meinte Maia.

»Ja.«

»Hat Pa Salt sie gefunden? Wollte er sie adoptieren? Ist dann etwas passiert, und er hat sie verloren?«

»Ich weiß lediglich, dass er, bevor er ... von uns gegangen ist, eine neue Information erhalten hat, und die sollte ich überprüfen. Nachdem klar war, wo die verschwundene Schwester geboren wurde, haben ich und andere beinahe ein Jahr benötigt, um ihren mutmaßlichen gegenwärtigen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Im Lauf der Zeit habe ich in alle möglichen Richtungen ermittelt und bin jedes Mal wieder in Sackgassen gelandet. Doch diesmal hielt Ihr Vater seine Quelle für absolut zuverlässig.«

»Und wer war diese Quelle?«, hakte Maia nach.

»Das hat er mir nicht verraten.« Georg seufzte.

»Wenn es sich tatsächlich um die verschollene Schwester handelt, ist es doch sehr schade, dass sie nach der langen Suche erst ein Jahr nach Pas Tod aufgespürt wurde«, sagte Maia.

»Jedenfalls fände ich es wundervoll, wenn sie es wirklich wäre«, mischte sich Ally ein. »Und wenn wir sie rechtzeitig nach Atlantis bringen könnten, um mit uns an Bord der *Titan* zu gehen und zur Erinnerung an Pa den Kranz ins Wasser der Ägäis zu werfen.«

»Ja, das wäre toll«, pflichtete Maia ihr bei. »Allerdings gibt es da ein Problem. Diese Mary scheint ja nicht gerade in der Nähe zu wohnen. Und wir wollen in ein paar Wochen zu unserer Griechenlandsfahrt aufbrechen.«

»Obendrein bin ich momentan leider ziemlich beschäftigt«, ge-

stand Georg. »Wenn dem nicht so wäre, würde ich mich selbst auf die Suche nach Mary machen.«

Wie um seine Aussage zu unterstreichen, begann Georgs Handy zu klingeln. Er entschuldigte sich und stand vom Tisch auf.

»Darf ich etwas vorschlagen?«, fragte Ma in die Stille hinein.

»Natürlich, Ma, schieß los«, forderte Maia sie auf.

»Nachdem Georg uns gestern Abend mitgeteilt hatte, dass Mary augenblicklich in Neuseeland lebt, habe ich heute Vormittag recherchiert, wie weit Sydney und Auckland auseinanderliegen. Weil ...«

»... CeCe sich in Australien aufhält«, führte Maia den Satz für sie zu Ende. »Das ist mir gestern Abend auch durch den Kopf gegangen.«

»Der Flug von Sydney nach Auckland dauert drei Stunden«, fuhr Ma fort. »Wenn CeCe und ihre Freundin Chrissie einen Tag früher aufbrechen, als ursprünglich geplant, könnten sie einen Zwischenstopp in Neuseeland einlegen, um festzustellen, ob diese Mary tatsächlich die ist, für die Georg sie hält.«

»Großartige Idee, Ma«, meinte Ally. »Aber ob CeCe das möchte? Sie hasst Flüge.«

»Wenn wir es ihr erklären, tut sie uns bestimmt den Gefallen«, sagte Ma. »Es wäre doch wirklich etwas ganz Besonderes, wenn die fehlende Schwester bei der Familienzusammenkunft zu Ehren eures Vaters dabei sein könnte.«

»Weiß diese Mary denn überhaupt etwas über Pa Salt und unsere Familie?«, warf Ally ein. »Inzwischen treffen wir Schwestern uns nicht mehr so oft. Folglich wäre dies die ideale Gelegenheit, uns alle kennenzulernen, immer vorausgesetzt, sie ist die Gesuchte. Und natürlich vorausgesetzt, sie möchte uns treffen. Ich finde, als Erstes sollten wir so bald wie möglich CeCe kontaktieren. In Australien ist bereits Abend.«

»Was machen wir mit den anderen Schwestern?«, gab Maia zu bedenken. »Sollen wir es ihnen sagen?«

»Gute Frage. Schicken wir Star, Tiggy und Elektra doch eine Mail, damit sie Bescheid wissen«, schlug Ally vor. »Willst du CeCe anrufen, Maia, oder soll ich das übernehmen?«

»Mach lieber du das, Ally. Wenn ihr nichts dagegen habt, würde ich mich vor dem Mittagessen gern hinlegen. Mir ist immer noch ein bisschen übel.«

»Du Arme.« Ma stand auf. »Du bist in der Tat ein wenig grün um die Nase.«

»Ich begleite dich ins Haus und rufe CeCe an«, verkündete Ally. »Hoffentlich ist sie nicht mit ihrem Großvater auf einem ihrer Malausflüge im Outback. Wo er wohnt, hat sie offenbar kein Netz.«

Claudia trat aus der Küche auf die Terrasse. »Ich bereite jetzt das Mittagessen vor.« Sie wandte sich Georg zu, der zum Tisch zurückgekehrt war. »Möchten Sie bleiben?«

»Nein, danke. Ich habe noch einige dringende Dinge zu erledigen und muss gleich los. Wie wollen Sie alle weiter vorgehen? Gibt es einen Plan?« Er blickte Ma an.

Als Ally und Maia die Terrasse verließen, bemerkte Ally die Schweißperlen auf Georgs Stirn; er wirkte unruhig.

»Wir setzen uns mit CeCe in Verbindung und fragen sie, ob sie hinfliegen will«, sagte Ally.

»Georg, sind Sie davon überzeugt, dass sie die Gesuchte ist?«, erkundigte sich Ma.

»Leute haben mich überzeugt, die informiert sein müssten, ja«, antwortete er. »Ich hätte mich gern weiter mit Ihnen unterhalten, muss jetzt aber gehen.«

»Die Mädchen schaffen das schon, Georg. Sie sind erwachsene Menschen und wissen sich zu helfen.« Ma legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. »Versuchen Sie, sich zu entspannen.«

»Ich gebe mir Mühe, Marina.« Er seufzte.

* * *

Ally suchte die Nummer von CeCes australischem Handy in ihrem Adressbuch, nahm den Hörer des Telefons im Flur in die Hand und wählte.

»Nun mach schon ...« Es klingelte fünfmal, sechsmal. Ally wusste, dass es wenig Sinn hatte, CeCe etwas auf den Anrufbeantworter zu sprechen, weil sie den kaum jemals abhörte.

»Verdammt.« Tatsächlich meldete sich CeCes Mailbox. Sie legte auf und wollte gerade nach oben gehen, um Bär zu stillen, als das Telefon klingelte.

»Allô?«

»Hallo, bist du das, Ma?«

»CeCe! Ich bin's, Ally. Danke, dass du zurückrufst.«

»Keine Ursache. Ich hab die Nummer von Atlantis erkannt. Ist alles in Ordnung?«

»Ja, alles bestens. Maia ist gestern angekommen, und ich freue mich wahnsinnig, sie wiederzusehen. Wann genau geht dein Flug nach London, CeCe?«

»Wir machen uns übermorgen von Alice Springs aus auf den Weg nach Sydney. Ich hab dir, glaube ich, gesagt, dass wir ein paar Tage in London bleiben werden, weil ich dort den Verkauf meiner Wohnung regeln und mich mit Star treffen will. Wie üblich graut mir vor dem Flug.«

»Ich weiß. Hör zu, CeCe, Georg hat Neuigkeiten. Keine Sorge, nichts Schlechtes, eher eine Überraschung.«

»Und zwar?«

»Informationen über ... unsere fehlende Schwester. Er meint, sie könnte in Neuseeland leben.«

»Die berühmte Siebte Schwester? Wow!«, rief CeCe aus. »Das sind allerdings Neuigkeiten. Wie hat Georg sie gefunden?«

»Keine Ahnung. Du kennst ja seine Geheimnistuerei. Also ...«

»... willst du mich fragen, ob ich nicht nach Neuseeland rüberfliegen könnte, um sie zu treffen, stimmt's?«, führte CeCe den Satz für sie zu Ende.

»Erraten, Sherlock.« Ally lachte. »Das verlängert deine Reise

zwar ein bisschen, doch du bist ihr von uns Schwestern geographisch am nächsten. Es wäre schön, wenn sie in der Ägäis dabei sein könnte, wo wir den Kranz für Pa ins Meer werfen.«

»Ja, aber wir wissen überhaupt nichts über diese Frau. Weiß sie denn was über uns?«

»Wir sind uns nicht sicher. Georg sagt, er hat lediglich einen Namen und eine Adresse. Ach ja, und die Zeichnung von einem Ring, der beweist, dass sie die Richtige ist.«

»Und wie lautet die Adresse? Neuseeland ist groß.«

»Ich kann Georg bitten, sie dir zu nennen. Georg?« Ally winkte ihn zu sich, als er auf dem Weg zur Haustür aus der Küche trat. »CeCe. Sie würde gern erfahren, wo genau in Neuseeland Mary lebt.«

»Mary? Heißt sie so?«, erkundigte sich CeCe.

»Anscheinend. Ich geb dich mal an Georg weiter.«

Ally lauschte, während Georg die Adresse laut vorlas.

»Danke, CeCe«, sagte Georg schließlich. »Sämtliche Kosten werden aus dem Treuhandvermögen beglichen. Meine Sekretärin Giselle bucht die Flüge. Ich reiche den Hörer jetzt wieder Ally, weil ich noch zu tun habe.« Als er Ally den Hörer in die Hand drückte, fügte er hinzu: »Meine Büronummer haben Sie. Setzen Sie sich mit Giselle in Verbindung, falls Sie irgendetwas brauchen. Adieu.«

»Gut. Hi, CeCe«, begrüßte Ally ihre Schwester ein zweites Mal und verabschiedete sich mit einem kurzen Winken von Georg, der gerade zur Haustür hinausging. »Hast du eine Ahnung, wo in Neuseeland das ist?«

»Moment, ich frage Chrissie.«

Gemurmelt, dann meldete CeCe sich wieder.

»Chrissie sagt, das ist auf der Südsinsel. Sie meint, wir sollten, wenn das geht, von Sydney aus nach Queenstown fliegen, weil das einfacher wäre als nach Auckland. Wir sehen uns das gleich genauer an.«

»Wunderbar! Und, würdest du's machen?«, fragte Ally.

»Du kennst mich: Ich liebe Reisen und Abenteuer und hasse Fliegen. In Neuseeland bin ich noch nie gewesen; ich hätte Lust, einen Blick drauf zu werfen.«

»Toll! Danke, CeCe. Wenn euch das die Sache erleichtert: Schick mir die nötigen Informationen per Mail, dann bitte ich Georgs Sekretärin, die Flüge für euch zu buchen. Ich faxe dir die Zeichnung von dem Ring.«

»Okay. Weiß Star Bescheid?«

»Nein, genauso wenig wie Elektra und Tiggy. Denen schreibe ich jetzt allen eine Mail.«

»Star will mich bald anrufen, damit wir uns in London verabreden. Der kann ich Bescheid sagen. Ganz schön aufregend, was?«

»Ja, wenn sie wirklich die Gesuchte ist. Tschüs, CeCe, melde dich«, verabschiedete sich Ally.

»Bis bald, Ally.«

III

CeCe

Gibbston Valley, Neuseeland

»CeCe, du hältst die Karte verkehrt herum!«, rief Chrissie nach einem Blick zum Beifahrersitz aus.

»Tu ich nicht ... hoppla, vielleicht doch.« CeCe runzelte die Stirn. »Für mich schauen die Wörter drauf so und so gleich aus, und die Straßenkringel ... Herrgott, wann sind wir eigentlich am letzten Wegweiser vorbeigekommen?«

»Ist schon eine Weile her. Was für eine Landschaft!«, schwärmte Chrissie und lenkte den Mietwagen an den Straßenrand, um die majestätischen Berge unter dem dräuenden Wolkenhimmel zu bewundern. Als die ersten Regentropfen auf die Windschutzscheibe prasselten, schaltete sie die Heizung ein.

»Keine Ahnung, wo wir sind.« CeCe reichte Chrissie die Karte und betrachtete die leere Straße vor und hinter ihnen. »Queens-town scheint ewig her zu sein. Da hätten wir uns Proviant mitnehmen sollen, aber ich dachte, unterwegs wär noch genug Gelegenheit, was zu kaufen.«

»Wenn ich unsere ausgedruckte Wegbeschreibung zu The Vinery richtig lese, müsste bald ein Hinweisschild auftauchen. Fahren wir einfach weiter. Irgendwann begegnet uns schon jemand, der uns zeigen kann, wo's langgeht.« Chrissie strich eine Locke ihrer schwarzen Haare aus dem Gesicht. Sie hatten sowohl in Melbourne als auch in Christchurch Zwischenstopps einlegen müssen und waren beide hungrig und müde.

»Wir sind gefühlt Stunden keinem Wagen mehr begegnet.«

»CeCe, wo ist deine Abenteuerlust?«

CeCe zuckte mit den Achseln. »Vielleicht werde ich auf meine alten Tage ein Weichei und sitze lieber gemütlich daheim als bei

strömendem Regen in 'nem Auto im Nirgendwo. Außerdem ist mir kalt!«

»Hier steht der Winter vor der Tür. Nicht mehr lange, dann liegt auf den Berggipfeln Schnee. Du bist zu sehr an das Klima in Alice Springs gewöhnt, das ist das Problem«, meinte Chrissie, legte den Gang ein und fuhr weiter. Die Scheibenwischer arbeiteten auf Hochtouren, die Berge waren nur noch verwaschen wahrzunehmen.

»Ja, ich liebe die Sonne, war immer schon so. Kann ich mir dein Hoodie ausleihen, Chrissie?« Sie griff auf den Rücksitz und öffnete einen der Rucksäcke.

»Klar. Hier ist es viel kälter als bei uns, das hab ich dir doch gesagt. Gut, dass ich auch eins für dich eingepackt habe, was?«

»Danke, Chrissie. Ich weiß nicht, was ich ohne dich machen würde.«

»Geht mir genauso.«

CeCe ergriff Chrissies Hand und drückte sie. »Sorry, wenn ich mich so blöd anstelle.«

»Tust du gar nicht, Cee. Du bist bloß nicht sonderlich ... praktisch veranlagt. Das ist meine Stärke. Dafür bin ich nicht so kreativ wie du. Zusammen sind wir ein Klasseteam, oder?«

»Ja.«

In Chrissies Gesellschaft fühlte CeCe sich sicher. Die vergangenen Monate gehörten zu den schönsten ihres bisherigen Lebens. Die Zeit, die sie mit Chrissie verbrachte, und ihre Malausflüge mit ihrem Großvater Francis ins Outback füllten ihr Leben – und ihr Herz – aus wie nie zuvor. Nach dem traumatischen Verlust von Star hatte sie geglaubt, nicht wieder glücklich sein zu können, doch Chrissie und Francis waren in die von Star hinterlassene Lücke geschlüpft. CeCe hatte eine – wenn auch ziemlich unkonventionelle – Familie gefunden, in die sie passte.

»Schau, da vorn ist ein Schild.« CeCe deutete in den peitschenden Regen. »Fahr näher ran und lass uns nachsehen, was draufsteht.«

»Das kann ich von hier aus lesen. Zu The Vinery geht's nach links. Juhu, wir haben's geschafft!«, jubelte Chrissie und lenkte den Wagen einen schmalen, holprigen Feldweg entlang. »Wissen deine Schwestern übrigens Bescheid, dass ich nach Atlantis mitkomme?«

»Klar. Zumindest die, mit denen ich geredet habe.«

»Denkst du, sie werden schockiert sein ... über uns?«

»Pa hat uns beigebracht, jeden Menschen zu akzeptieren, egal, welche Hautfarbe oder sexuelle Orientierung er hat. Unsere Haushälterin Claudia runzelt möglicherweise die Stirn, aber die ist nicht mehr ganz jung und ziemlich konservativ.«

»Und du, Cee? Fühlst *du* dich wohl dabei, wenn wir zusammen zu deiner Familie fahren?«

»Das weißt du doch. Warum beschäftigt dich das plötzlich so?«

»Weil ... Obwohl du mir alles über deine Schwestern und Atlantis erzählt hast, sind sie mir bis jetzt nicht ... *real* erschienen. Und jetzt werden wir in Kürze bei ihnen sein. Ich habe Angst. Besonders vor dem Treffen mit Star. Schließlich wart ihr beide ein Team, bevor ich auf der Bildfläche aufgetaucht bin ...«

»Du meinst wohl eher, bevor sie ihren Freund Maus kennengelernt hat, oder? Vergiss nicht: Star war diejenige, die von *mir* weg wollte.«

»Ja, aber sie ruft dich nach wie vor jede Woche an, und ihr schickt euch ständig SMS, und ...«

»Chrissie! Star ist meine Schwester. Und du, du bist ...«

»Ja?«

»Du bist meine Partnerin. Das ist etwas komplett anderes. Ich hoffe wirklich, dass in meinem Leben Raum für euch beide ist.«

»Natürlich, doch so ein Coming-out ist eine große Sache.«

»Puh, wie ich dieses Wort hasse.« CeCe schüttelte sich. »Ich bin und bleibe ich und hasse es, in irgendeine Schublade gesteckt zu werden. Schau! Da ist noch ein Wegweiser zu The Vinery. Fahr rechts ab.«

Sie bogen in einen weiteren schmalen Weg ein. In der Ferne sah CeCe Reihe um Reihe kahler Rebstöcke.

»Schaut nicht so aus, als wär The Vinery sonderlich erfolgreich. In Südfrankreich hängen die Rebstöcke um diese Zeit voller Blätter und Trauben.«

»Cee, du vergisst, dass die Jahreszeiten in dieser Weltgegend wie in Australien andersherum verlaufen. Schätze, die Trauben werden irgendwann zwischen Februar und April geerntet, im hiesigen Spätsommer oder Herbst. Deswegen sind jetzt keine Blätter und Früchte dran. Da vorn ist ein weiteres Schild. ›Verkauf‹, ›Anlieferung‹ und ›Empfang‹. Fahren wir zum Empfang, ja?«

»Aye, aye, Chef.« CeCe fiel auf, dass der Regen nachließ und die Sonne zwischen den Wolken hervorlugte. »Das Wetter hier erinnert mich an das in England. Im einen Moment Regen, im nächsten Sonne.«

»Vielleicht leben deswegen so viele Engländer in dieser Gegend. Allerdings hat dein Großvater gestern gesagt, dass die meisten Neuseeländer aus Schottland und Irland eingewandert sind.«

»Die haben sich ans andere Ende der Welt aufgemacht, um ihr Glück zu suchen. Ähnlich wie ich. Da geht's zum Empfang. Was für ein hübsches altes Steingemäuer. Sieht richtig gemütlich aus, wie es in diesem Tal liegt, so auf allen Seiten von schützenden Bergen umgeben. Erinnert mich ein bisschen an unser Zuhause am Genfer See, ohne See«, bemerkte CeCe, als Chrissie den Wagen anhielt.

Das zweistöckige Farmhaus duckte sich an eine Hügelflanke knapp oberhalb des Weinguts, das sich terrassenförmig bis ins Tal erstreckte. Die Mauern bestanden aus massiven, grob gehauenen und sauber ineinandergefügten grauen Felsbrocken. In den großen Fenstern spiegelte sich der blaue Himmel, und eine überdachte Veranda mit Blumenkästen voll knallroter Begonien umgab das Gebäude auf allen Seiten. Die unterschiedlichen Grautöne der verwitterten Steinmauern verrieten, dass im Lauf der Jahre mehrfach an das Haupthaus angebaut worden war.

»Der Empfang ist dort drüben«, riss Chrissie CeCe aus ihren Gedanken und deutete auf eine Tür links vom Farmhaus. »Vielleicht ist jemand da, der uns helfen kann, Mary zu finden. Hast du die Zeichnung von dem Ring, die Ally dir gefaxt hat?«

»Die hab ich in meinen Rucksack gesteckt, bevor wir losgefahren sind.« CeCe stieg aus, nahm ihren Rucksack vom Rücksitz und holte zwei Zettel heraus.

»Also echt, CeCe, die sind ja völlig verknittert«, stellte Chrissie entsetzt fest.

»Na und? Wie der Ring aussieht, ist doch zu erkennen.«

»Ja, aber sonderlich professionell wirkt es nicht gerade, wenn wir so an der Tür einer Wildfremden klopfen und ihr oder jemandem aus ihrer Familie erzählen, dass sie deiner Ansicht nach deine verschollene Schwester ist ... Möglicherweise hält sie dich für verrückt. Ich würde es wahrscheinlich tun«, fügte Chrissie hinzu.

»Was bleibt uns anderes übrig, als zu fragen? Ups, nun werde ich plötzlich nervös. Du hast recht, am Ende denken sie tatsächlich, ich bin verrückt.«

»Immerhin hast du das Foto von deinen Schwestern und deinem Vater dabei. Darauf seht ihr alle ziemlich normal aus.«

»Aber nicht wie Schwestern, oder?«, meinte CeCe, während Chrissie die Wagentüren schloss und zuspernte. »Lass uns reingehen, bevor ich kalte Füße kriege.«

Der Empfang – ein kleiner mit Kiefernholz ausgestatteter Raum an der Seite des Haupthauses – war verwaist. CeCe betätigte die Klingel auf dem Tisch.

»So viele Weine«, bemerkte Chrissie, die an den Regalen voller Flaschen vorbeischlenderte. »Manche haben sogar Preise gewonnen. Hier scheint es richtig professionell zuzugehen. Wir sollten um eine Verkostung bitten.«

»Es ist erst Mittag, und du schläfst sofort ein, wenn du tagsüber Alkohol trinkst. Du musst noch fahren ...«

»Hallo, kann ich behilflich sein?«, erkundigte sich eine groß gewachsene junge Frau mit blonden Haaren und strahlend blauen

Augen, die durch eine Tür an der Seite des Raums eintrat. Was für ein hübsches Mädchen!, dachte CeCe.

»Ja, ich wollte fragen, ob wir mit Mary McDougal sprechen könnten«, antwortete CeCe.

»Die bin ich«, erklärte die Frau. »Was kann ich für euch tun?«

»Tja, ähm ...«

»Ich bin Chrissie, und das ist CeCe«, sprang Chrissie CeCe bei, die nicht weiterwusste. »Es geht um Folgendes: CeCes Vater ist gestorben, und sein Anwalt sucht seit Jahren nach jemandem, den CeCe und ihre Familie die ›verschwundene Schwester‹ nennen. Vor Kurzem hat besagter Anwalt die Information erhalten, dass diese verschwundene Schwester möglicherweise eine Frau namens Mary McDougal ist und hier wohnt. Sorry, klingt ziemlich merkwürdig, aber ...«

Mittlerweile hatte CeCe sich gefangen. »Pa Salt – das ist unser Vater – hat sechs Mädchen gleich nach ihrer Geburt adoptiert und immer von der ›verschwundenen Schwester‹ geredet, die er nicht finden konnte. Wir sind samt und sonders nach dem Siebengestirn der Plejaden benannt, und die Jüngste, Merope, wurde nie aufgespürt. Sie ist die fehlende siebte Schwester wie in all den Geschichten von den Sieben Schwestern.«

Als die Frau sie fragend anblickte, fuhr CeCe hastig fort:

»Wahrscheinlich kennst du die nicht. Wir hingegen sind mit diesen Mythen aufgewachsen. Die meisten Leute dürften, wenn sie sich nicht gerade für Astronomie und griechische Sagen interessieren, noch nie was von den Sieben Schwestern gehört haben.« CeCe merkte, dass sie sich in sinnlosen Erörterungen verlor, und verstummte.

»Nein, nein, ich habe durchaus von den Sieben Schwestern gehört«, erwiderte Mary lächelnd. »Meine Mutter – sie heißt übrigens ebenfalls Mary – hat Altphilologie studiert. Sie zitiert ständig Platon und andere Denker.«

»Deine Mutter heißt auch Mary?« CeCe sah sie mit großen Augen an.

»Klar, Mary McDougal, genau wie ich. Mein Name lautet offiziell Mary-Kate, doch alle nennen mich MK. Ähm ... habt ihr sonst noch Informationen über diese verschwundene Schwester?«

»Ja, diese Zeichnung von einem Ring.« Chrissie legte den verknitterten Zettel auf den schmalen Tisch zwischen ihnen und Mary-Kate. »Er besteht aus sternförmig in sieben Spitzen angeordneten Smaragden und einem Brillanten in der Mitte. Diese Mary scheint ihn von jemandem geschenkt bekommen zu haben. Offenbar belegt er ihre Identität. Leider haben wir nur diesen einzigen greifbaren Hinweis. Vermutlich kennst du den Ring nicht, und wir sollten lieber wieder gehen. Tut uns leid, dass wir dich gestört haben, und ...«

»Moment! Darf ich mir die Zeichnung genauer anschauen?«

CeCe staunte. »Du kennst ihn?«

»Könnte sein, ja.«

CeCe wurde flau im Magen. Sie hätte sich gewünscht, nach Chrissies Hand zu greifen, damit ihre Freundin die ihre tröstend drückte, doch zu so einer Geste war sie in der Öffentlichkeit noch nicht in der Lage. Also wartete sie, während die junge Frau die Zeichnung betrachtete.

»Sicher bin ich mir nicht, aber der Ring sieht dem von meiner Mum sehr ähnlich«, erklärte Mary-Kate schließlich. »Oder besser gesagt: meinem Ring. Sie hat ihn mir zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt.«

»Echt?« CeCe schnappte nach Luft.

»Ja, sie hat ihn, solange ich denken kann, und trug ihn nur zu besonderen Anlässen. Ich fand ihn immer schon hübsch. Er ist sehr klein, weswegen er ihr bloß am kleinen Finger passt, wo er nicht gut ausschaut, oder am Ringfinger, und da sind schon ihr Verlobungs- und ihr Ehering. Da ich mich in absehbarer Zeit weder verloben noch heiraten möchte, ist bei mir der Finger egal«, fügte sie grinsend hinzu.

»Heißt das, er ist jetzt bei dir?«, hakte CeCe nach. »Könnten wir einen Blick darauf werfen?«

»Mum hat mich vor ihrer Reise gefragt, ob ich ihn ihr leihe, weil ich ihn so selten trage. Aber vielleicht hat sie ihn dann doch nicht mitgenommen ... Kommt einfach mit rauf, ja?«

In dem Moment streckte ein groß gewachsener, muskulöser Mann mit Akubra-Hut den Kopf zur Tür herein.

»Hi, Doug«, begrüßte Mary-Kate ihn. »Alles im grünen Bereich?«

»Ja, ich hol bloß Wasser für die Leute.«

Doug deutete auf die kräftigen Männer, die vor der Tür standen.

»Hi.« Als er eine Palette Flaschen aus dem Kühlschrank nahm, wandte er sich CeCe und Chrissie zu. »Seid ihr Touristen?«

»Ja, schon irgendwie. Ist superschön hier«, antwortete Chrissie, die den australischen Akzent des Mannes erkannte.

»Stimmt.«

»Ich wollte gerade mit den beiden nach oben gehen«, erklärte Mary-Kate. »Sie meinen, zwischen ihnen und mir könnte irgendeine familiäre Verbindung bestehen.«

»Ach.« Doug musterte CeCe und Chrissie und runzelte die Stirn. »Egal, die Jungs und ich machen vor dem Haus Pause. Musst nur rufen, wenn du was brauchst.«

Doug deutete auf einen runden Holztisch, an den seine Männer sich gerade setzten.

»Danke, Doug«, sagte Mary-Kate.

Er nickte, bedachte CeCe und Chrissie mit einem weiteren kritischen Blick und verließ den Raum.

»Mit denen sollte man sich besser nicht anlegen, was?« CeCe nickte in Richtung der Gruppe draußen.

»Nein«, pflichtete Mary-Kate ihr lachend bei. »Vor Doug müsst ihr trotzdem keine Angst haben. Seit Mum und mein Bruder Jack weg sind, meint er, mich beschützen zu müssen. Das sind wirklich Superjungs. Gestern Abend hab ich sogar mit ihnen gegessen. Also kommt mit.«

»Wenn dir das lieber ist, können wir gern auch hier warten«, bot Chrissie an.

»Kein Problem. Obwohl ich zugeben muss, dass ich das Ganze ein bisschen schräg finde. Aber egal, wie ihr seht, hab ich einen Eins-a-Bodyguard.«

Mary-Kate hob die Klappe des Empfangstisches an, um sie einzulassen. Dann führte sie sie einige steile Holzstufen hinauf und einen Flur entlang in einen luftigen Raum mit Holzbalken, der auf der einen Seite auf das Tal und die Berge dahinter ging und auf der anderen von einem riesigen Kamin beherrscht wurde.

»Setzt euch. Ich schaue mal, ob der Ring da ist.«

»Danke, dass du uns vertraust!«, rief CeCe ihr nach.

»Keine Ursache. Ich sag meinem Kumpel Fletch, er soll euch Gesellschaft leisten.«

»Gern.« Chrissie nickte.

Sobald Mary-Kate den Raum verlassen hatte, nahmen CeCe und Chrissie auf dem alten, aber bequemen Sofa vor dem Kamin Platz. Chrissie drückte CeCes Hand. »Alles in Ordnung?«

»Ja. Die ist echt nett. Keine Ahnung, ob ich zwei wildfremde Menschen nach so einer Geschichte in mein Haus gelassen hätte.«

»Stimmt. Wahrscheinlich sind die Leute hier vertrauensseliger als die in den Städten. Außerdem warten ja ihre Beschützer draußen vor der Tür.«

»Mit ihren blonden Haaren, der hellen Haut und den großen blauen Augen erinnert sie mich an Star.«

»Das kann ich wegen der Fotos, die du mir von ihr gezeigt hast, nachvollziehen, aber vergiss nicht, dass ihr Schwestern nicht blutsverwandt seid. Deshalb ist vermutlich auch Mary-Kate mit keiner von euch richtig verwandt«, erinnerte Chrissie CeCe.

Da ging die Tür auf, und ein groß gewachsener, schlaksiger Mann Anfang zwanzig betrat den Raum. Seine langen hellbraunen Haare lugten unter einem Wollbeanie hervor, mehrere Silberpiercings zierten seine Ohren.

»Hi, ich bin Fletch. Freut mich, euch kennenzulernen.«

CeCe und Chrissie stellten sich vor, während Fletch sich in einen Sessel ihnen gegenüber setzte.

»MK hat mich zu euch geschickt. Ich soll aufpassen, dass ihr sie nicht ausraubt.« Fletch grinste. »Was ist das für 'ne Geschichte, wegen der ihr hier seid?«

CeCe überließ es Chrissie, alles zu erzählen, weil diese das so viel besser konnte als sie.

»Das Ganze mag merkwürdig klingen«, endete Chrissie, »denn CeCe stammt aus einer eigenartigen Familie. Keine der Schwestern ist seltsam, nur dass ihr Vater sie in sämtlichen Weltgegenden adoptiert hat, ist es.«

»Wisst ihr, warum? Ich meine, warum gerade euch?«, fragte Fletch.

»Keine Ahnung«, antwortete CeCe. »War wahrscheinlich reiner Zufall, weil er viel reiste. Er hat uns entdeckt und mit nach Hause genommen.«

»Verstehe. Nein, eigentlich versteh ich's nicht, aber ...«

In dem Moment betrat Mary-Kate den Raum.

»Ich hab in mein eigenes Schmuckkästchen und in das von Mum geschaut. Der Ring ist nicht da. Sie scheint ihn doch mitgenommen zu haben.«

»Wie lange wird sie weg sein?«, erkundigte sich CeCe.

»Als sie gefahren ist, hat sie gesagt: ›Solange ich Lust habe.« Mary-Kate zuckte mit den Achseln. »Mein Dad ist kürzlich gestorben. Da hat sie beschlossen, eine Weltreise zu machen und sämtliche Freunde zu besuchen, die sie jahrelang nicht gesehen hat. – Jetzt wär sie dazu noch in der Lage, hat sie gemeint.«

»Mein Beileid. Wie du weißt, ist der meine auch erst vor Kurzem gestorben«, erklärte CeCe.

Mary-Kate bedankte sich. »Das war echt hart. Ist erst ein paar Monate her.«

»Für deine Mum muss das ein ziemlicher Schock gewesen sein«, bemerkte Chrissie.

»O ja. Obwohl Dad dreiundsiebzig war, ist er uns nie so alt vorgekommen. Mum ist um einiges jünger; nächstes Jahr hat sie runden Geburtstag. Sie wird sechzig. Ihr sieht man das Alter ebenfalls

nicht an. Da drüben steht ein Foto von ihr, mir, meinem Bruder Jack und meinem Dad von letztem Jahr. Mein Dad hat immer behauptet, Mum hätte Ähnlichkeit mit der Schauspielerin Grace Kelly.«

Mary-Kate holte das Bild, um es CeCe und Chrissie zu zeigen. Und die beiden gelangten zu folgendem Schluss: Mary-Kate war zwar hübsch, ihre Mutter hingegen konnte man trotz ihres Alters nur als echte Schönheit bezeichnen.

»Wow! Ich hätte sie für nicht viel älter als vierzig gehalten.« Chrissie stieß einen Pfiff aus.

»Ja«, pflichtete CeCe ihr bei. »Sie ist atemberaubend schön.«

»Stimmt, und obendrein eine großartige Frau. Alle lieben meine Mum«, erklärte Mary-Kate lächelnd.

»Absolut richtig«, meldete sich Fletch zu Wort. »Sie ist ein ganz besonderer Mensch, sehr freundlich und warmherzig.«

»Unsere Adoptivmutter Ma ist genauso. Sie gibt uns allen Selbstvertrauen«, bemerkte CeCe, während sie die anderen Fotos auf dem Kamin betrachtete. Auf einem Schwarz-Weiß-Bild war eine junge, glücklich lächelnde Mary in dunklem Talar zu sehen. Im Hintergrund befanden sich Steinsäulen, die den Eingang zu einem imposanten Gebäude flankierten.

»Ist das da auch deine Mum?« CeCe deutete auf das Foto.

»Ja, bei ihrem Abschluss am Trinity College in Dublin«, antwortete Mary-Kate.

»Sie ist aus Irland?«

»Ja.«

»Und du weißt echt nicht, wie lange sie weg sein wird?«, hakte Chrissie nach.

»Nein, wie gesagt: Den Termin der Rückreise hat sie offengelassen. Sich nicht genau festzulegen, wann sie zurückkommt, ist für sie Teil des Vergnügens. Für die ersten paar Wochen gibt es allerdings einen Plan.«

»Ich möchte dir wirklich nicht auf die Nerven gehen, aber wir würden sie gern persönlich treffen und ihr Fragen zu dem Ring

stellen. Hast du eine Ahnung, wo deine Mum gerade ist?«, erkundigte sich CeCe.

»Der Reiseplan hängt am Kühlschrank. Ich schau mal nach. Mit ziemlicher Sicherheit ist sie auf Norfolk Island.« Mary-Kate verließ das Zimmer.

»Norfolk?« CeCe runzelte die Stirn. »Ist das nicht 'ne Grafschaft in England?«

»Ja«, bestätigte Fletch, »doch eine winzige Insel im Südpazifik zwischen Australien und Neuseeland heißt auch so. Geiler Ort. Als Bridget, die älteste Freundin von MKs Mum, vor ein paar Jahren hier war, sind sie zusammen hingefahren. Der Freundin hat's dort so gut gefallen, dass sie beschlossen hat, ihre Zelte in London abzubauen und ganz nach Norfolk Island zu ziehen.«

»Laut Reiseplan müsste Mum noch auf der Insel sein«, teilte Mary-Kate ihnen mit, als sie zurückkehrte.

»Wann will sie wieder abreisen? Und wie kommen wir da hin?«, fragte CeCe.

»In zwei Tagen. Von Auckland aus ist es nur ein Katzensprung nach Norfolk Island. Allerdings geht nicht jeden Tag ein Flieger. Wir müssten uns erkundigen, wann«, meinte Mary-Kate achselzuckend.

»Scheiße!«, fluchte CeCe und sah Chrissie an. »Wir wollen morgen Abend spät nach London fliegen. Haben wir für diesen Abstecher Zeit?«

»Die müssen wir uns eben nehmen, findest du nicht?«, meinte Chrissie. »Schließlich ist sie von Europa aus gesehen sozusagen gleich ums Eck. Und wenn sich die verschwundene Schwester anhand des Rings identifizieren lässt ...«

»Ich checke mal die Flüge nach Norfolk Island und die von Queenstown nach Auckland. Mit dem Flieger kommt man schneller hin als mit dem Wagen.« Fletch stand auf und trat an einen langen Esstisch aus Holz, auf dem sich Papiere und Zeitschriften häuften und ein altmodischer großer Computer stand. »Es könnte eine Weile dauern, weil das Internet hier extrem schlecht ist.« Er

versuchte, etwas einzugeben. »Tja, wie erwartet: Momentan geht nichts.« Er seufzte.

»Auf dem Foto ist mir dein Bruder aufgefallen. Hält der sich gerade in Neuseeland auf?«, wandte sich CeCe an Mary-Kate.

»Normalerweise wäre er da, aber er ist vor Kurzem nach Südfrankreich geflogen, um mehr über die französische Kunst des Keltens zu erfahren.«

»Er will also das Weingut von deinem Dad übernehmen?«, stellte Chrissie fest.

»Ja. Hey, habt ihr zwei eigentlich Hunger? Es ist schon nach Mittag.«

»Sogar einen Bärenhunger«, antworteten Chrissie und CeCe wie aus einem Mund.

Nachdem sie zu viert einen Imbiss aus Brot, dem örtlichen Käse und kaltem Braten hergerichtet hatten, räumten sie den Esstisch frei und nahmen Platz.

»Wo genau lebt ihr zwei?«, erkundigte sich Fletch nach einer Weile.

»In Alice Springs«, teilte CeCe ihm mit. »Doch mein Elternhaus heißt Atlantis und liegt am Genfer See in der Schweiz.«

»Atlantis, die mythische Heimat von Atlas, dem Vater der Sieben Schwestern«, meldete sich Mary-Kate zu Wort. »Euer Dad scheint die griechischen Sagen echt geliebt zu haben.«

»Ja. In einem Observatorium ganz oben in unserem Haus steht ein großes Teleskop. Sobald wir reden konnten, kannten wir sämtliche Namen aus dem Sternbild Orion auswendig«, erinnerte sich CeCe. »Wenn ich ehrlich bin, hat mich das nicht interessiert, bis ich nach Alice Springs kam und mir klar wurde, dass die Sieben Schwestern in den Mythen der Aborigines ebenfalls eine Rolle spielen. Ich hab mich gefragt, wieso es Geschichten über die Sieben Schwestern praktisch überall gibt. Zum Beispiel in der Kultur der Maya, der Griechen und Japaner ... Die Sieben Schwestern sind auf der ganzen Welt bekannt.«

»Auch die Maori erzählen sich Sagen über sie«, ergänzte Mary-

Kate. »Sie nennen das Sternbild der Plejaden Matariki. Bei ihnen besitzen die Schwestern allesamt spezielle Fähigkeiten und Gaben, an denen sie die Menschen teilhaben lassen.«

»Wie konnten die Kulturen damals voneinander wissen?«, wunderte sich Chrissie. »In grauer Vorzeit gab's schließlich kein Internet, ja nicht mal Post oder Telefon. Wie können die Geschichten ohne Kommunikationsmöglichkeit zwischen den Völkern so ähnlich sein?«

»Du solltest wirklich meine Mum kennenlernen.« Mary-Kate lachte. »Die redet ständig über solche Themen, hat unheimlich viel im Kopf. – Anders als ich, muss ich zugeben. Ich interessiere mich mehr für Musik als für Philosophie.«

»Aber du siehst aus wie deine Mum«, stellte Chrissie fest.

»Ja, das behaupten viele Leute. In Wahrheit bin ich allerdings adoptiert.«

CeCe warf Chrissie einen Blick zu. »Wow!«, rief sie aus. »Wie ich und meine Schwestern. Weißt du, von wo genau du adoptiert wurdest? Und wer deine leiblichen Eltern sind?«

»Nein. Mum und Dad haben es mir erklärt, sobald ich alt genug war, es zu verstehen, doch für mich ist meine Mum meine Mum ... und mein Dad war mein Dad. Basta.«

»Sorry, wenn ich nachhake«, entschuldigte sich CeCe hastig, »aber wenn du adoptiert bist ...«

»... könntest du tatsächlich die verschollene Schwester sein«, führte Chrissie den Satz für sie zu Ende.

»Eure Familie scheint schon ziemlich lange nach dieser Person zu suchen«, erwiderte Mary-Kate sanft, »doch soweit ich mich erinnere, hat meine Mum nie was von einer ›verschundenen Schwester‹ erwähnt. Ich weiß lediglich, dass bei der Adoption keine Namen offenbart wurden und sie in Neuseeland stattfand. Bestimmt kann Mum euch mehr sagen, sobald ihr sie trefft.«

Fletch stand auf. »Ich probier's noch mal mit dem Internet, um festzustellen, ob es eine Möglichkeit gibt, in den nächsten vier-

undzwanzig Stunden nach Norfolk Island zu fliegen.« Er setzte sich am anderen Ende des Tisches vor den Computer.

»Hat deine Mum ein Handy?«, fragte Chrissie.

»Ja«, antwortete Mary-Kate, »aber auf Norfolk Island hat sie wahrscheinlich kein Netz. Das Schöne an der Insel ist ja gerade, dass die Leute dort der übrigen Welt in puncto Technik ungefähr fünfzig Jahre hinterherhinken.«

»Okay, Houston, wir können starten!«, rief Fletch aus. »Morgen früh geht ein Flug von Queenstown nach Auckland, der etwa um neun ankommt. Der Flieger nach Norfolk Island startet um zehn Uhr vormittags und landet ungefähr zwei Stunden später. Um wie viel Uhr wollt ihr morgen Abend von Sydney los?«

»So gegen elf abends«, antwortete Chrissie. »Gibt's irgendwelche Flüge von Norfolk Island nach Sydney am späten Nachmittag?«

»Ich seh nach.« Fletch wandte sich wieder dem Computer zu.

»Selbst wenn, hätten wir bloß ein paar Stunden auf Norfolk Island«, wandte CeCe ein.

»Die Insel ist winzig«, versicherte Fletch.

»Mary-Kate, würdest du versuchen, deine Mum über Handy zu erreichen?«, schlug Chrissie vor. »Eigens hinaufzufliegen, nur um rauszufinden, dass sie nicht da ist, wär ziemlich beschissen.«

»Ich kann's probieren. Auch bei Bridget, der Freundin, bei der sie übernachtet. Mum hat ihre Nummer auf einen Zettel am Kühlschrank geschrieben. Ich hol sie und ruf beide an.«

»Wir haben Glück!«, verkündete Fletch. »Es gibt einen Flug von der Insel nach Sydney um fünf Uhr nachmittags. Wenn ihr vormittags dort landet, müsstet ihr eigentlich genug Zeit haben, euch mit Mary-Kates Mum zu treffen. Die übrigens alle nur die fröhliche ›Merry‹ nennen. Den Spitznamen hat sie seit ihrer Kindheit, weil sie immerzu kicherte.«

»Wie süß.« Chrissie schmunzelte.

»Ich hätte als kleines Mädchen keinen solchen Spitznamen gekriegt«, gestand CeCe. »Elektra und ich, wir waren die jähzornigen Schwestern.«

»Ich hab grade versucht, Mum und Bridget anzurufen, allerdings nur die Mailbox erreicht, sowohl auf dem Handy als auch auf dem Festnetzapparat«, verkündete Mary-Kate, als sie aus der Küche zurückkehrte. »Hab draufgesprochen, ihr wollt wegen des Rings mit Mum Kontakt aufnehmen und sie morgen aufsuchen. Wenn sie die Nachrichten abhören, wissen sie Bescheid, dass ihr kommt.«

Fletch sah sie über den Computerbildschirm hinweg an. »Drei Plätze sind in den Fliegern nach Auckland und Norfolk Island noch zu haben, und zwei zurück nach Sydney. Interesse?«

CeCe blickte Chrissie an, die mit den Schultern zuckte. »Wenn wir schon mal da sind, sollten wir wenigstens versuchen, Mary-Kates Mum zu treffen, Cee.«

»Ja, stimmt, obwohl wir dann morgen in aller Früh aus den Federn müssen. Würdest du die Flüge für uns buchen, Fletch? Ich geb dir meine Kreditkartendaten. Tut mir leid, dass ich dich darum bitten muss, aber hier in der Gegend finden wir bestimmt kein Internetcafé.«

»Klar, kein Problem.«

»Ach, und noch eins: Könntet ihr uns eine Unterkunft für heute Nacht empfehlen?«, fragte die praktisch veranlagte Chrissie.

»Gleich nebenan im Anbau«, antwortete Mary-Kate. »Da schlafen die Arbeiter. Im Moment ist ziemlich sicher ein Zimmer frei. Besonderen Komfort erwartet euch da nicht – wir haben lediglich Stockbetten –, aber immerhin ist's nicht weit weg.«

Chrissie bedankte sich. »Wir lassen euch jetzt ein bisschen verschlafen. Ich würde gern einen Spaziergang machen. Die Landschaft hier ist so unglaublich schön.«

»Gut, ich zeige euch nur schnell den Weg zu eurer Unterkunft, und ...« Mary-Kate sah Fletch an, bevor sie fortfuhr: »Mum hat die Tiefkühltruhe bis zum Rand gefüllt; ich könnte fürs Abendessen eine Hühnchenkasserolle auftauen. Leistet ihr uns Gesellschaft? Ich würde gern mehr über deine Familie erfahren, CeCe, darüber, welche Verbindung möglicherweise zwi-

schen ihr und mir besteht. Wenn mein Ring ein Beweis ist und weil ich ja auch adoptiert bin, sind wir am Ende vielleicht tatsächlich verwandt.«

»Ja, das wär doch toll, wenn sich herausstellt, dass du die verschwundene Schwester bist. Und ich find's supernett von dir, uns einzuladen.« CeCe grinste. »Danke für die Gastfreundschaft.«

»So sind wir Neuseeländer halt«, bemerkte Fletch achselzuckend. »Wir teilen gern.«

Auch Chrissie bedankte sich. »Bis später.«

Draußen war die Luft kühl und frisch, und der Himmel strahlte tiefazurblau.

»Neuseeland ist so anders als Australien. Die Berge erinnern mich an die Schweiz, aber hier wirkt alles rauer«, bemerkte CeCe, während sie Seite an Seite an Rebstöcken vorbeischlenderten. Nach einer Weile entdeckten sie einen schmalen Pfad, der hügelan führte. Als sie ihm folgten, wurde die Vegetation allmählich wilder. Jedes Mal wenn CeCe mit den Fingern über die Blätter der Pflanzen strich, stieg ihr der frische Geruch in die Nase.

Aus den Bäumen schollen ihr die Rufe unbekannter Vögel entgegen, und irgendwo rauschte Wasser. CeCe zog Chrissie in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Sie kämpften sich durch dorniges, vom Regen nasses Gesträuch, auf dem Tropfen in der Sonne glitzerten, bis sie einen schnell dahinfließenden kristallklaren Bach erreichten, der über glatte graue Felsen plätscherte. Dort beobachteten sie über die Wasseroberfläche hinweghuschende Libellen, und nach einer Weile wandte CeCe sich Chrissie zu.

»Ich wünschte, wir könnten länger hierbleiben«, sagte sie. »Es ist so schön und friedlich.«

»Ich würde auch gern eines Tages zurückkommen und mir die Gegend genauer ansehen«, pflichtete Chrissie ihr bei. »Doch ein ganz anderes Thema: Wie findest du's, dass Mary-Kate sich nicht für ihre leiblichen Eltern interessiert? Du hattest ja so deine Zweifel, als du dich auf die Suche nach den deinen gemacht hast.«

»Das war was anderes.« CeCe wischte ein Insekt von ihrem Gesicht und geriet ins Keuchen, als sie weiter bergauf gingen. »Pa war gerade gestorben, Star hat sich plötzlich so seltsam und distanziert verhalten ... Da habe ich etwas oder jemanden für mich gebraucht, weißt du? Mary-Kate hat eine Mum und einen Bruder, die sie lieben; sie verspürt vermutlich nicht das Bedürfnis, Unruhe in ihr Leben zu bringen.«

Chrissie nickte und ergriff CeCes Arm, um sie zu sich heranzuziehen. »Bleiben wir einen Moment stehen? Mir tut das Bein weh.«

Sie setzten sich auf eine moosbewachsene Stelle am Bach, um zu Atem zu kommen, und Chrissie legte die Beine auf CeCes Schoß. Schweigend blickten sie übers Tal. Das Farmhaus unter ihnen und die ordentlich angelegten Weinterrassen waren der einzige Hinweis auf die Menschen, die hier lebten.

»Dann haben wir sie also gefunden?«, fragte CeCe irgendwann.

»Es scheint so«, meinte Chrissie.

* * *

Das Abendessen mit Mary-Kate und Fletch verlief ausgesprochen harmonisch, und es war bereits nach Mitternacht, als CeCe und Chrissie sich nach zwei Flaschen des ausgezeichneten Haus-Pinot-noir verabschiedeten und zum Anbau hinübergingen. Wie Mary-Kate sie gewarnt hatte, erwartete sie dort kein Komfort, doch alles, was sie brauchten, war vorhanden, zum Beispiel eine Dusche, dazu dicke Wolldecken gegen die Kälte der Nacht.

»In Alice Springs strample ich immer das Bettzeug weg, weil ich schwitze, und hier bin ich dankbar drum«, staunte CeCe. »Und, wie findest du Mary-Kate?«

»Sie ist cool«, antwortete Chrissie. »Falls sie sich tatsächlich als deine verschollene Schwester entpuppt, werden wir jede Menge Spaß mit ihr haben.«

»Sie sagt, sie ist zweiundzwanzig. Das würde zu uns anderen

passen. Elektra, unsere Jüngste, ist sechszwanzig. Aber vielleicht verrennen wir uns da in was«, fügte CeCe müde hinzu. »Sorry, mir fallen schon die Augen zu ...«

Chrissie streckte die Hand nach ihr aus. »Gute Nacht, Liebes, schlaf gut. Wir müssen morgen sehr früh raus.«

IV

»Aufwachen, Cee, wir landen gleich. Du musst dich anschnallen.«

Als Chrissies Stimme in CeCes Träume drang, schlug sie die Augen auf.

Chrissie war bereits dabei, CeCe den Sicherheitsgurt anzulegen.

»Wo sind wir?«

»Ungefähr dreihundert Meter über Norfolk Island. Wow! Was für eine winzige Insel! So grün, und das türkisfarbene Wasser drum rum. Wie eins von diesen Atollen in Werbeanzeigen für die Malediven. Ob Merry oder ihre Freundin Bridget unsere Nachricht erhalten hat?«

CeCe warf nervös einen Blick aus dem Fenster. »Ich denke, das werden wir nach der Landung rausfinden. Mary-Kate hat gesagt, sie hätte den beiden unsere Ankunftszeit mitgeteilt. Vielleicht holen sie uns vom Flughafen ab. O mein Gott! Hast du das gesehen? Die Landebahn scheint direkt im Meer zu enden! Ich mag gar nicht mehr hinschauen.«

Während das Flugzeug mit dröhnenden Motoren zur Landung ansetzte, wandte CeCe den Kopf ab.

»Puh, Gott sei Dank ist das geschafft«, stöhnte sie, als der Pilot die Maschine wenig später mit einer scharfen Bremsung zum Stehen brachte. Kurz darauf verließen die beiden das Flugzeug mit ihren Rucksäcken und machten sich auf den Weg zu dem kleinen Flughafenterminal. Dort kamen sie an einigen Leuten vorbei, die hinter einem Zaun auf die Ankommenden warteten, und passierten die Zollkontrolle, wo ein angeleierter Beagle die eintreffenden Passagiere beschnupperte.

»Ist schon ein bisschen anders als die Ankunft in Australien, was? Die Leute vom australischen Grenzschutz würden einen am liebsten bloß spliternackt ins Land lassen.« CeCe lachte.

Sie erreichten den sehr übersichtlichen Ankunftsbereich, wo sich die Wartenden inzwischen aufhielten.

»Ich bin noch nie mit dem Flugzeug in Australien angekommen. Ist das erste Mal, dass ich das Land verlasse.« Chrissie stieß CeCe in die Seite. »Siehst du irgendwo eine Frau, die aussieht wie die Merry auf dem Foto gestern?«

Die beiden ließen den Blick über die Wartenden schweifen, von denen sich die meisten schon mit ihren Lieben entfernten.

»Sie scheinen unsere Nachricht nicht erhalten zu haben.« Chrissie zuckte die Schultern. »Egal. Mary-Kate meinte ja, vom Flughafen wären's nur zwanzig Minuten zu Fuß zu Bridgets Haus. Aber in welcher Richtung?«

»In solchen Fällen wendet man sich am besten an die Touristeninformation. Die ist gleich da drüben.« CeCe nickte einem jungen Mann zu, der hinter einem Tisch voll Broschüren saß.

»Hi, kann ich euch irgendwie helfen?«

»Ja, wir suchen nach einer Straße, die heißt ...« Chrissie nahm einen Zettel aus ihrer Jeanstasche. »... Headstone Road.«

»Easy; die ist gleich am Ende der Startbahn da drüben.« Der junge Mann deutete hinüber. »Geht einfach um den Flughafen rum und dann nach links. So kommt ihr direkt zur Headstone Road.«

CeCe bedankte sich.

»Sucht ihr eine Unterkunft? Ich hätte da ein paar Vorschläge.«

»Nein, wir fliegen heute Nachmittag nach Sydney zurück.«

»Ein echter Blitzbesuch also. Checkt eure Rucksäcke doch gleich wieder ein, dann müsst ihr sie nicht rumschleppen. Aber nehmt eure Badesachen mit, falls ihr eine Runde schwimmen wollt. Auf dieser Insel gibt's bombastische Strände.«

»Gute Idee.«

Der junge Mann zeigte ihnen, wo sich der richtige Schalter befand, und zu ihrem Erstaunen konnten sie tatsächlich sofort für den Flug nach Sydney einchecken.

»Super hier«, schwärmte CeCe und kramte Badeanzug und Handtuch aus ihrem Rucksack. »Die sind ziemlich locker.«

»Das ist das Tolle am Leben auf einer so kleinen Insel«, meinte Chrissie, als sie sich auf den Weg machten. »Und alles ist so grün – ich kann mich gar nicht sattsehen an diesen Bäumen.« Sie deutete darauf.

»Das sind Araukarien«, erklärte CeCe. »Solche hat Pa am Rand von unserem Garten in Atlantis pflanzen lassen, als ich klein war.«

»Ich bin beeindruckt, Cee. Wusste gar nicht, dass du dich mit Botanik auskennst.«

»Tu ich auch nicht, aber Araukarien waren so ziemlich das Erste, was ich als Kind gezeichnet habe. Natürlich war die Zeichnung grässlich, doch Ma hat sie trotzdem rahmen lassen, und ich hab sie Pa zu Weihnachten geschenkt. Sie hängt, glaube ich, immer noch an der Wand von seinem Arbeitszimmer.«

»Cool. Nun mal was ganz anderes: Was sollen wir sagen, wenn wir bei den beiden sind?«, fragte Chrissie.

»Wahrscheinlich das Gleiche wie bei Mary-Kate. Hoffentlich treffen wir sie wirklich an. Nach dem frühen Aufstehen bin ich völlig k. o. Zwei Flüge haben wir zum Glück schon hinter uns, zwei stehen uns leider noch bevor.«

»Ich weiß, aber wenn es uns gelingt, Merry zu treffen und den Ring zu sehen, lohnt sich der Aufwand. Und egal, was passiert: Wir sollten auf jeden Fall eine Runde in diesem glasklaren Meer schwimmen, bevor wir zurück zum Flughafen gehen. Das macht uns wieder munter.«

Wenige Minuten später entdeckten sie ein Straßenschild mit der Aufschrift »Headstone Road«.

»Welche Hausnummer brauchen wir?«

»Ich seh nirgends Nummern«, antwortete CeCe, während sie

an den Holzbungalows vorbeisclenderten, die samt und sonders in gepflegten, von ordentlich gestutzten Hecken umgrenzten Gärten standen.

»Das Haus heißt ...« Chrissie warf einen Blick auf den Zettel von Mary-Kate. »Keine Ahnung, wie man das ausspricht.«

»Erwarte bitte nicht, dass ich's probiere.« CeCe lachte. »Die Leute hier scheinen ziemlich stolz auf ihre Häuser zu sein. Mit ihren hübsch gemähten Rasenflächen und bunten Blumen hat die Siedlung was von einem subtropischen englischen Dorf.«

»Da ist es!« Chrissie deutete auf ein Schild, auf dem »*Síocháin*« zu lesen war.

Sie blieben vor dem Weiderost am Eingang zum Grundstück stehen. Der Bungalow darauf war genauso sauber und gepflegt wie alle anderen, und seitlich des Rosts wachten zwei große Gartenzwerge.

»Die beiden sind in den irischen Farben gekleidet, und der Hausname könnte Gälisch sein. Daraus folgere ich, dass die Bewohner Iren sind«, stellte Chrissie fest.

Sie stiegen vorsichtig über den Weiderost und näherten sich dem Gebäude.

CeCe fragte leise: »Wer soll das Reden übernehmen?«

»Fang du an. Ich spring dir bei, wenn du nicht mehr weiterweißt«, schlug Chrissie vor.

»Dann mal los.« CeCe betätigte die Klingel, deren Ton sich nach einem irischen Volkstanz anhörte. Keine Reaktion. Nach dem vierten Versuch wandte Chrissie sich CeCe zu.

»Sollen wir mal nach hinten schauen? Vielleicht sind sie bei dem schönen Wetter im Garten.«

»Warum nicht?«, meinte CeCe achselzuckend.

Sie gingen um das Haus herum zur Rückseite, wo Bananenbäume standen. Die Terrasse mit Tisch und Stühlen unter einer Markise war verwaist.

»Verdammt!«, fluchte CeCe. »Niemand da.«

»Schau!« Chrissie zeigte auf das untere Ende des langen Gar-

tens, wo jemand mit einem Spaten im Boden grub. »Reden wir doch mit dem.«

»Hallooo!«, rief Chrissie. Sie näherten sich dem breitschultrigen Mann, der Mitte sechzig sein mochte, den Kopf hob und ihnen von einem Gemüsebeet aus zuwinkte. »Ich glaube, er erwartet uns.«

»Ich denke, er ist einfach nur freundlich. Ist dir aufgefallen, dass uns alle Leute aus den vorbeifahrenden Autos heraus zugewinkt haben?«, bemerkte CeCe.

»Hallo, Mädels«, begrüßte der Mann sie und lehnte sich auf seinen Spaten, als sie ihn erreichten. »Was kann ich für euch tun?«, erkundigte er sich mit breitem australischem Akzent.

»Hi. Wohnen Sie hier? Ich meine, ist das Ihr Haus?«, erkundigte sich CeCe.

»Ja. Und wer seid ihr?«

»Ich bin CeCe, und das ist meine Freundin Chrissie. Wir suchen nach einer Frau – eigentlich zwei Frauen. Die eine heißt Bridget Dempsey und die andere Mary oder Merry McDougal. Kennen Sie eine von ihnen?«

»Klar doch.« Der Mann nickte. »Besonders Bridget. Ist nämlich meine Angetraute.«

»Toll! Sind die beiden da?«

»Leider nein, Mädels. Die haben sich miteinander nach Sydney abgesetzt und mich allein gelassen.«

»O nein!«, stöhnte CeCe. »Dann hätten wir gleich da hinfliegen können. Merrys Tochter Mary-Kate hat gesagt, sie würde erst morgen von Norfolk Island abreisen.«

»So war's auch geplant«, meinte der Mann. »Merry war bei uns, aber urplötzlich hat sie sich's anders überlegt und wollte mit Bridge den Nachmittagsflug nach Sydney nehmen, damit sie – wie sie das nennen – 'nen ›Mädelsabend‹ in der großen Stadt verbringen und ein bisschen shoppen können.«

»Scheiße!«, fluchte CeCe. »Was für ein Jammer. Wir sind eigens von ziemlich weit hergekommen, um mit ihr zu reden, und müs-

sen heute Abend selber nach Sydney. Wissen Sie zufällig, wie lang Merry in Sydney bleiben möchte?»

»Soweit ich mich erinnere, wollte sie heute Abend von Australien weg. Ich soll Bridge am Nachmittag vom Flughafen abholen.«

»Das muss die Maschine sein, mit der wir *wegfliegen*.« Chrissie verdrehte verzweifelt die Augen in Richtung CeCe.

»Kann ich euch irgendwie helfen?« Der Mann nahm seinen Akubra-Hut vom Kopf und wischte sich die schweißnasse Stirn mit einem Taschentuch ab.

»Das ist nett, danke, aber wir würden gern mit Merry persönlich sprechen«, antwortete CeCe.

»Es ist heiß. Setzen wir uns doch auf die Terrasse und genehmigen uns ein kühles Bier. Da könnt ihr mir erklären, warum ihr Merry unbedingt sehen müsst. Ich bin übrigens Tony«, stellte er sich vor, während sie ihm durch den Garten hinauf in den Schatten der Markise folgten. »Ich hole nur schnell das Bier, dann unterhalten wir uns.«

»Sympathischer Typ«, bemerkte Chrissie, als sie Platz nahmen.

»Ja. Leider ist er nicht die Person, mit der wir reden möchten.« CeCe seufzte.

»Da wären wir.« Wenig später stellte Tony die eisgekühlten Bierdosen vor ihnen auf den Tisch. Sie tranken dankbar einen Schluck. »Also, worum geht's?«

CeCe bemühte sich, den Grund ihres Besuchs zu erläutern, und Chrissie half ihr mit Details aus.

»Was für eine Story«, lautete Tonys Kommentar. »Ich begreif bloß nicht die Verbindung zwischen euch und Merry.«

»Ich offen gestanden auch nicht, und irgendwie hab ich das Gefühl, dass wir auf dem Holzweg sind, doch wir wollten's wenigstens versuchen«, sagte CeCe enttäuscht und erschöpft.

»Mary-Kate hat ihrer Mum und Bridget eine Nachricht geschickt, dass wir kommen. Haben sie die denn nicht gekriegt?«, erkundigte sich Chrissie.

»Keine Ahnung, ich war gestern den ganzen Tag unterwegs. Hab für 'nen Kumpel das Bad gerichtet. Viel weiß ich nicht über Merry. Und Bridge hab ich erst vor zwei Jahren kennengelernt, als sie mir den Auftrag gegeben hat, das Haus für sie zu bauen.« Er deutete auf den Bungalow. »Meine Eltern sind mit mir von Brisbane hierhergezogen, als ich ein Kind war; ich arbeite auf dem Bau. Meine erste Frau ist vor ein paar Jahren gestorben, und als Bridge hergekommen ist, war sie auch allein. Hätte nie gedacht, dass ich in meinem Alter noch mal 'ne Frau finde, aber wir haben uns sofort verstanden. Vor sechs Monaten haben wir geheiratet.« Er strahlte.

»Dann kennen Sie Merry also noch nicht lange?«

»Nein, bin ihr das erste Mal bei unserer Hochzeit begegnet.«

»Stammt Ihre Frau zufällig aus Irland?«, hakte Chrissie nach.

»Volltreffer.« Tony nickte. »Ja, und sie ist stolz drauf.«

»Soweit wir wissen, kommt Merry ebenfalls aus Irland, richtig?«, erkundigte sich CeCe.

»Ich weiß bloß, dass die beiden auf derselben Schule und später miteinander auf der Uni in Dublin waren. Danach haben sie sich aus den Augen verloren und ziemlich lang nichts mehr voneinander gehört – so was passiert, wenn Leute nach dem Studium wegziehen. Aber jetzt sind sie wieder dicke befreundet. Habt ihr Mädels Lust auf ein Sandwich? Mir knurrt der Magen.«

»Gern, wenn's Ihnen nicht zu viele Umstände macht«, antwortete CeCe hastig, bevor Chrissie das Angebot höflich ausschlagen konnte, denn auch sie hatte Hunger. »Wir helfen Ihnen«, schlug sie vor.

Sie folgten Tony in die hübsche Küche, die er selbst gebaut hatte, wie er stolz erklärte.

»Hätte nicht geglaubt, dass ich die wirklich mal benutze.« Er nahm Käse und Schinken aus dem Kühlschrank. »Allzu viel ist nicht da – sämtliche Vorräte werden mit dem Boot oder dem Flugzeug auf die Insel gebracht. Und die nächste Lieferung kommt erst morgen.«

»Muss toll sein, hier zu leben«, bemerkte Chrissie, während sie Butter aufs Brot strich.

»Meistens schon«, pflichtete Tony ihr bei. »Aber wie bei Robinson Crusoe hat das Inselleben auch seine Nachteile. Für die Jungen ist kaum was geboten. Viele gehen zum Arbeiten oder Studieren weg. Der Internetempfang ist höllisch schlecht, und wenn man nicht selbstständig ist wie ich, kann man eigentlich nur vom Tourismus leben. Norfolk Island wird allmählich ein Altenheim, obwohl sich manches zum Besseren ändert und hin und wieder frisches Blut kommt. Kinder lassen sich bei uns wunderbar aufziehen. Jeder kennt jeden; wir sind eine richtig gute Gemeinschaft. Die Leute sind wahnsinnig freundlich, Verbrechen gibt's selten. Wollen wir zum Essen rausgehen?«

CeCe und Chrissie folgten Tony zurück auf die Terrasse, wo sie sich über ihre Sandwiches hermachten.

»Tony?«

»Ja, CeCe?«

»Ist Ihnen während Merrys Aufenthalt ein Smaragdring an ihrem Finger aufgefallen?«

Tony lachte laut und kehlig.

»Auf solche Sachen achte ich nicht. Bridge sagt immer, ich würd's nicht mal merken, wenn sie sich wie der Weihnachtsmann verkleidet, und wahrscheinlich hat sie recht. Allerdings ... Moment ...« Er kraulte seinen kurz geschorenen Bart. »Neulich Abend haben Bridge und Merry ihre Ringe verglichen. Der, den ich Bridge zur Verlobung gekauft habe, musste natürlich 'nen grünen Stein haben ... schließlich kommt sie aus Irland.«

»Und ...?« CeCe beugte sich vor.

»Merry hatte ihren Smaragdring am Finger. Sie haben die Hände nebeneinandergehalten und einander zugezwinkert, wie Mädels das manchmal tun.«

»Sie trug tatsächlich einen Smaragdring?«

»Ja. Und sie haben gelacht, weil Bridge meinte, ihr Smaragd wär größer als der von Merry.«

»Aha.« CeCe und Chrissie blickten einander an. »Das klingt vielversprechend.« CeCe nickte. »Vielleicht sind wir doch auf der richtigen Spur. Wissen Sie zufällig, wo sie von Sydney aus hinwill?«

»Ja, nach Kanada, nach Toronto, hat sie, glaub ich, gesagt, aber das kann ich Bridge fragen.«

Chrissie warf einen Blick auf ihre Uhr. »Danke für Ihre Hilfe und das Sandwich, Tony. Wir wollen noch eine Runde schwimmen, bevor wir zurück zum Flughafen müssen.«

»Tja, dann spülen wir mal die Teller ab – ich mag keine dreckigen Sachen rumstehen lassen, da beschwert sich Bridge. Anschließend pack ich euch in meinen Pick-up, zeige euch schnell die Insel, und am Ende könnt ihr ins Meer springen, okay?«

»Super! Gern«, stimmte CeCe begeistert zu.

* * *

Nach einer kurzen Rundfahrt über die Insel, die sich binnen zwanzig Minuten durchqueren ließ, chauffierte Tony sie eine schmale Straße entlang.

»Seht euch die an.« Tony deutete auf die knorrigen Bäume, die über ihnen aufragten.

»Die scheinen uralte zu sein. Was sind das für welche?«, wollte CeCe wissen.

»Großblättrige Feigen. Manche haben über hundert Jahre auf dem Buckel«, antwortete Tony, während er den Wagen an der Landebahn des Flughafens vorbei zu einer Brücke und einer Ansammlung kleiner Steingebäude lenkte. Wenig später erreichten sie einen fast menschenleeren Strand. In der Ferne wies der weiße Schaum sich brechender Wellen auf ein Riff hin. Tony führte sie zu einer Hütte, in der sie sich umzogen, und kurz darauf traten sie im Badeanzug, die Handtücher um die Taille geschlungen, wieder heraus.

»Wer zuerst im Wasser ist!«, rief Tony und rannte über den warmen Sand auf die Wellen zu. »Den Letzten beißen die Hunde!« Er

lief planschend bis zur Taille hinein und tauchte schließlich ganz in die Fluten. Am Ufer half CeCe Chrissie, ihre Beinprothese abzunehmen. Chrissie wickelte sie in ein Handtuch und legte sie in sicherer Entfernung vom Wasser ab.

»Ich hab immer schreckliche Angst, dass jemand sie klaut«, gestand Chrissie, als CeCe sie stützte.

»Nicht mal ich kann mir vorstellen, dass jemand so gemein wäre«, meinte CeCe. »Los geht's. Bitte schwimm mir nicht davon«, bat sie Chrissie, die sich sofort in die Wellen stürzte. Obwohl sie sich nur mit einem Bein vorwärtskatapultieren konnte, ließ sie als ehemalige Schwimmmeisterin CeCe jedes Mal bereits nach wenigen Zügen hinter sich.

»Ist das nicht der Wahnsinn?«, fragte Tony, der nicht weit von ihnen weg Wasser trat.

»Ja.« Chrissie ließ sich auf dem Rücken treibend die Sonne ins Gesicht scheinen. »Mir war gar nicht bewusst, wie sehr mir das Meer, jetzt, wo wir in Alice Springs leben, fehlt«, stellte sie fest, drehte sich um und begann zu kralen.

»Chrissie, bitte schwimm nicht zu weit hinaus!«, flehte CeCe sie an. »Ich kann dir nicht helfen, wenn du Probleme kriegst.«

Wie üblich hörte Chrissie nicht auf sie, und so kehrte CeCe nach einer Weile ans Ufer zurück und legte sich zum Trocknen in den Sand.

»Deine Freundin ist eine Superschwimmerin, was?«, bemerkte Tony, der ebenfalls aus dem Wasser kam und sich neben CeCe setzte. »Was ist mit ihrem Bein passiert?«

CeCe erzählte ihm, wie Chrissie es mit fünfzehn aufgrund von Komplikationen bei einer Hirnhautentzündung, die zu einer Blutvergiftung führten, verloren hatte.

»Davor«, meinte CeCe seufzend, »war sie die beste Schwimmerin von Westaustralien und wollte sogar in die Olympiamannschaft.«

»Das Leben kann ganz schön hart sein, was? Schön, dass sie sich den Spaß am Schwimmen trotzdem nicht verderben lässt.«

»Ja, aber ich hab eine Scheißangst, dass sie unter den Wellen begraben wird und nicht mehr auftaucht.«

»Da hab ich wenig Befürchtungen.« Tony lachte. »Wenn ihr den Flieger erwischen wollt, sollten wir allmählich losfahren.«

CeCe stand auf und winkte Chrissie ans Ufer. Sobald sie angezogen waren, chauffierte Tony sie die kurze Strecke zum Flughafen.

»Wenn wir Glück haben, kommt Bridge durch die Kontrollen, bevor euer Flug aufgerufen wird«, sagte er und stellte seinen Truck vor dem Terminal ab. Sie hörten schon das Motorengeräusch des Flugzeugs, das zur Landung ansetzte.

»Hättest du Lust auf einen Ausflug hierher, sobald wir aus Europa zurück sind, Chrissie?«, fragte CeCe ihre Freundin, als sie Tony zum Terminal folgten. »Auf dieser Insel gefällt's mir.«

»Ja, aber lass uns zuerst Europa anschauen. Bin schon total gespannt darauf.«

»Verglichen mit dieser Insel ist es ziemlich öde. Wimmelt von Menschen und alten Denkmälern.«

»Hey, ich würd mir gern selber ein Bild davon machen«, erwiderte Chrissie lachend. »Schau, der Flieger ist gelandet.«

»Gehen wir in den Aussichtsbereich, ja?«, schlug Tony vor. »Von dort aus könnt ihr vielleicht wenigstens Hallo sagen.«

»Gute Idee«, meinte CeCe. Die Türen des winzigen Flugzeugs gingen gerade auf, und die ersten Passagiere stiegen aus.

»Da ist sie! Bridge, ich bin hier!«, rief Tony einer grellbunt gekleideten drallen Frau mit roten Haaren zu, die, allerlei Einkaufstüten in den Händen, die Stufen der Maschine hinunterstieg und Tonys Winken lächelnd erwiderte. »Kommt, begrüßen wir sie.«

CeCes Herz begann schneller zu schlagen, als die Frau sich dem Zaun näherte, der die ankommenden Passagiere vor der Zollabfertigung von den Wartenden trennte. Bridget blieb vor ihnen stehen und schob sich ihre riesige Sonnenbrille ins Haar.

»Wie geht's, Schatz? Hast mir gefehlt.« Tony küsste sie über den Zaun hinweg. »In deiner Abwesenheit hatte ich Besuch von zwei

jungen Damen. Sie sind gekommen, weil sie dachten, Merry wär noch auf der Insel. Bridge, das sind CeCe und Chrissie.«

Bilde ich mir das nur ein, dachte CeCe, oder hat sich ihr Gesichtsausdruck verändert, als Tony ihr erklärte, wer wir sind? Sonderlich erfreut wirkt sie nicht.

»Hallo.« Bridget schenkte CeCe und Chrissie ein gezwungenes Lächeln.

»Sie wollten wissen, ob Merry einen Smaragdring am Finger hatte, als sie bei uns war«, fuhr Tony fort. »Ich hab Ja gesagt. Hatte ich ausnahmsweise mal recht?«

»Solche Kinkerlitzchen merk ich mir nicht, Schatz.« Sie schob die Sonnenbrille zurück auf die Nase.

»Habt ihr zwei euch nicht darüber unterhalten, wie ähnlich eure Ringe sind?«

»Das hast du wahrscheinlich geträumt, oder du hattest an dem Abend einen in der Krone, Tony. An eine Unterhaltung über Ringe erinnere ich mich jedenfalls nicht.«

»Aber ...«

»'tschuldigung, ich muss durch den Zoll. Mit den ganzen Einkaufstüten aus Sydney halten sie mich sicher auf. War nett, euch zwei kennenzulernen«, meinte Bridget in Richtung CeCe und Chrissie. »Wir sehen uns auf der anderen Seite«, sagte sie zu Tony.

Als sie im Terminal verschwand, wandte Tony sich CeCe und Chrissie zu.

»Wir sollten auch reingehen. Bestimmt werdet ihr gleich zum Boarding aufgerufen.«

Ihr Flug stand bereits angeschrieben, und die Passagiere nach Sydney bildeten eine Schlange vor den Sicherheitskontrollen.

»Können wir die Handynummern austauschen?«, bat CeCe Tony und zückte ihr Telefon.

Gesagt, getan.

»War echt schön, dass wir uns kennengelernt und was von Norfolk Island gesehen haben«, bemerkte CeCe. »Vielen herzlichen Dank für die Gastfreundschaft.«

»Mir hat's auch Spaß gemacht. Falls ihr beschließen solltet, irgendwann wieder herzukommen, schaut doch bei uns vorbei, ja?«, lud er sie ein.

»Tschüs, Tony, und noch mal danke!«

»Ach, wie süß!«, rief Chrissie aus, als sie an der Sicherheitskontrolle eine Handgepäckablage vom Stapel nahm, auf der ein Etikett mit der Aufschrift »für Katzenstreu« klebte.

Kurz darauf beobachteten CeCe und Chrissie, wie ihre Handys und feuchten Badeanzüge durchleuchtet wurden. »Bridget war nicht sonderlich erfreut über unser Auftauchen, was?«, stellte CeCe fest.

»Nein«, pflichtete Chrissie ihr bei, während sie ihre Habseligkeiten nach dem Scanner einsammelten. »Definitiv nicht.«

»Warum wohl?«, überlegte CeCe laut. »Weiß sie was, wovon wir nichts ahnen?«

»Hundertpro«, antwortete Chrissie.

V

Atlantis

»Für dich.« Claudia reichte Maia den Telefonhörer. »CeCe.«

»Ally!«, rief Maia zur Terrasse hinaus, wo ihre Schwester in der Sonne beim Mittagessen saß. »Hallo, CeCe«, sagte sie, als Ally hereinkam und sie die Köpfe zusammensteckten, um beide ihrer Schwester lauschen zu können. »Wo bist du?«

»In Sydney. Wir checken gleich nach London ein. Ich hab mir gedacht, ich rufe euch vorher kurz an und bringe euch auf den neuesten Stand.«

»Habt ihr sie gefunden?«

»Na ja, wir haben Mary-Kate McDougal kennengelernt und vermuten, dass sie die verschwundene Schwester sein könnte, weil sie uns erzählt hat, dass sie adoptiert wurde. Wie wir alle, das würde irgendwie passen. Und sie ist zweiundzwanzig; auch das würde passen.«

»Großartig!«, rief Ally aus.

»Was ist mit dem Smaragdring?«, wollte Maia wissen. »Hat sie den erkannt?«

»Sie meint schon. Den hat ihre Mum, der er ursprünglich gehörte, ihr zum einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt.«

»Wow, dann habt ihr sie womöglich tatsächlich aufgespürt! Habt ihr den Ring gesehen?«, fragte Ally.

»Leider nein, denn ihre Mum, die übrigens auch Mary heißt, aber von allen nur ›Merry‹ genannt wird, hat ihn sich von Mary-Kate für die Weltreise geborgt, die sie gerade macht. Wir haben sie zweimal verpasst, das erste Mal nur knapp. Und das zweite Mal ... Chrissie und ich glauben fast, Merry hat Norfolk Island einen Tag früher verlassen, weil sie wusste, dass *wir* kommen.«

»Norfolk Island? Wo um Himmels willen ist das denn?«, erkundigte sich Maia.

»Im Südpazifik, zwischen Neuseeland und Australien. Die Insel ist echt schön, liegt aber irgendwie im Dornröschenschlaf – hier hat man kaum ein Handynetz. Mary-Kate sagt, ihre Mum wollte ihre beste Freundin Bridget da besuchen. Also sind wir ihr gefolgt, doch sie war bereits wieder weg.«

»Verdammt!«, fluchte Ally. »Und nun ist sie in Sydney?«

»Nein. Wenn wir uns die Tafel mit den Abflügen so anschauen, vermuten wir, dass ihre Maschine gerade eben nach Toronto gestartet ist. Können wir jetzt nach London fliegen?«

»Ich verstehe gerade überhaupt nichts mehr.« Ally seufzte. »Klar fliegt ihr nach London. Sie ist nach Toronto unterwegs? Seid ihr euch da sicher?«

»Ja. Vor ein paar Minuten hab ich ihre Tochter Mary-Kate angerufen. Die hat mir bestätigt, dass Kanada das nächste Ziel auf ihrem Reiseplan ist. Sie hat mir versprochen rauszufinden, wo ihre Mum übernachtet. Tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen, Ally. Wir haben unser Möglichstes getan.«

»Das weiß ich, CeCe. Du und Chrissie, ihr habt hervorragende Arbeit geleistet. Danke.«

»Ich glaube, wir sind auf der richtigen Spur. Um ganz sicher zu sein, müssten wir allerdings den Ring sehen«, meinte CeCe. »Wir checken gleich ein, aber es gibt noch mehr zu berichten: Merry stammt mit ziemlicher Sicherheit aus Irland, und Mary-Kate hat einen Bruder, und ...«

»Geht jetzt«, stoppte Ally sie, »und ruft uns an, sobald ihr gelandet seid. Danke für eure Mühen.«

Nachdem Ally aufgelegt hatte, blickten Ally und Maia einander an und schlenderten zurück auf die Terrasse.

»Ergibt das irgendeinen Sinn für dich?«, fragte Maia dort.

»Lass mich Stift und Block holen, dann notieren wir, was sie gesagt hat.« Ally eilte in die Küche. Kurz darauf begann sie zu schreiben.

»Erstens: Wir haben eine junge Frau namens Mary-Kate McDougal, die zweiundzwanzig ist. Zweitens: Ihrer Ansicht nach könnte der Smaragdring von der Zeichnung identisch mit dem sein, der ursprünglich ihrer Mutter gehörte und den Mary-Kate zum einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt bekommen hat.«

»Drittens und vermutlich am wichtigsten: Mary-Kate wurde adoptiert«, fiel Maia ihr ins Wort.

»Viertens: Ihre Mutter heißt ebenfalls Mary und wird allgemein ›Merry‹ genannt«, fuhr Ally fort.

»Fünftens: ›Merry‹ trägt momentan den Smaragdring bei sich, den wir als Bestätigung dafür brauchen, dass Mary-Kate unsere verschollene Schwester ist.«

»Und vergiss nicht: CeCe meint, es gibt auch einen Bruder ...«

Ally notierte alles, kaute an ihrem Stift herum und schrieb schließlich: »*Toronto*.«

»Wen sollen wir nach Toronto schicken, sobald wir erfahren, wo sie sich dort einquartiert?«, fragte sie.

»Meinst du, es lohnt sich, diese Spur zu verfolgen?«

»Du nicht?«

Maias Blick wanderte in Richtung des Pfades, der zu Pa Salts Garten führte.

»Meropes Name stand wie die unseren auf einem Band der Armillarsphäre«, stellte Maia fest. »Wenn sie nicht existierte, hätte Pa ihn wohl nicht darauf verewigt, oder?«

»Immer vorausgesetzt, das war nicht nur Wunschdenken seinerseits. Aber wichtiger: Georg hält sie für die Gesuchte. Er sagt, er habe die Information kurz vor Pas Tod von diesem erhalten. Der Beweis sei, dass sie Mary McDougal heiße und in The Vinery in Neuseeland lebe. Dass das stimmt, wissen wir jetzt. Abgesehen davon besitzt sie einen ungewöhnlichen Smaragdring, den Mary-Kate auf der Zeichnung wiedererkannt zu haben glaubt, doch ...«

»Möglicherweise hat Georg mehr Informationen. Rufen wir ihn an, ja?«, schlug Maia vor.

Ally ging in die Küche und wählte Georgs Büronummer. Wenige Sekunden später hörte sie die helle Stimme seiner Sekretärin.

»Hallo, Giselle, Ally d'Aplière hier. Ist Georg da?«

»*Désolée*, Mademoiselle d'Aplière, Monsieur Hoffman musste zu einem Termin.«

»Verstehe. Wann kommt er zurück?«

»Das entzieht sich bedauerlicherweise meiner Kenntnis, aber ich soll Ihrer Familie mitteilen, er werde rechtzeitig zu der bevorstehenden Schiffsreise wieder da sein«, antwortete Giselle.

»Könnten Sie ihm bitte etwas von uns ausrichten?«, fragte Ally.
»Es ist dringend.«

»Tut mir leid, Mademoiselle d'Aplière, ich kann ihn während seiner Abwesenheit leider nicht kontaktieren. Doch ich Sorge dafür, dass er Sie anruft, sobald er zurück ist. *Au revoir*.«

Giselle legte auf, bevor Ally etwas erwidern konnte. Ally kehrte, verwirrt den Kopf schüttelnd, auf die Terrasse zurück.

»Maia, Georg ist weg.«

»Wie – weg?«

»Seine Sekretärin sagt, er musste zu einem Termin und ist nicht erreichbar. Vermutlich kommt er erst zu unserer Fahrt in die Ägäis wieder.«

»Er ist ein viel beschäftigter Mann. Pa war bestimmt nicht sein einziger Mandant.«

»Mag sein, aber vermutlich besitzt er die Information, die wir benötigen«, mutmaßte Ally. »Nach seinem letzten Besuch ist er ziemlich überstürzt aufgebrochen. Wir haben lediglich einen Namen und einen Ring. Tja, wir müssen wohl ohne ihn weiterforschen.«

»Du meinst, wir sollten Mary-Kates Mutter in Kanada ausfindig machen?«

»Wir sollten es zumindest versuchen. Was haben wir schon zu verlieren?«, sagte Ally.

»Wahrscheinlich nichts«, pflichtete Maia ihr bei. »Doch wen schicken wir nun nach Toronto?«

»Die Schwester, die ihr geografisch am nächsten ist. Das dürfte

Elektra sein. Ich muss mir anschauen, wie weit Toronto von New York weg ist.«

»Nicht sonderlich weit«, meinte Maia. »Wir könnten Elektra fragen, ob sie in den nächsten Tagen hinfahren würde, obwohl sie seit dem Konzert für Afrika neulich Abend bestimmt von den Medien belagert wird. Möglicherweise hat sie keine Zeit. Die Zeitungen gestern in Genf waren voll mit Fotos von ihr.«

»Sie versteht es, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.«

»Seit sie aus der Suchtklinik raus ist, klingt Elektra so viel besser, Ally. Ich glaube nicht, dass es ihr mit ihrer Rede bei dem Konzert darum ging, im Mittelpunkt zu stehen. Es ist ihr ein aufrichtiges Anliegen, anderen zu helfen, und ich finde es wunderbar, wenn sie ihren Ruhm für einen guten Zweck nutzen kann. Sie ist zu einem ernst zu nehmenden Vorbild geworden.«

»Das stimmt wohl.« Ally gähnte. »Entschuldige. In letzter Zeit bin ich schrecklich mürrisch.«

»Weil du ständig übermüdet bist.«

»Ja«, pflichtete Ally ihr bei. »Ich hatte gedacht, nach allem, was ich in meiner Segellaufbahn erlebt habe, würde es leicht sein, mein Kind allein aufzuziehen, aber weißt du, was? Was Anstrengenderes ist mir noch nie untergekommen. Am schlimmsten ist die Sache mit dem ›Allein‹.«

»Angeblich wird's nach den ersten Monaten leichter, und zumindest in den nächsten Wochen wird Bär jede Menge Tanten um sich haben, die auf ihn aufpassen.«

»Ich weiß, und Ma ist ein Schatz. Nur manchmal ...«

»Was?«

»Manchmal blicke ich in die Zukunft und sehe mich weiter allein«, gestand Ally. »Ich kann mir nicht vorstellen, noch mal jemanden kennenzulernen, den ich so innig liebe wie Theo. Wir waren nur ein paar Monate zusammen – damit wollen mich alle trösten –, doch mir kam es vor wie eine Ewigkeit. Und ...« Ally schüttelte den Kopf; Tränen liefen ihr über die blassen Wangen.

»Du tust mir so leid, Liebes.« Maia legte die Arme um ihre jün-

gere Schwester. »Es hat keinen Sinn, dich damit trösten zu wollen, dass die Zeit alle Wunden heilt, dass du jung bist und selbstverständlich noch eine Zukunft vor dir liegt, denn im Moment bist du dafür blind. Aber so ist es, das kannst du mir glauben.«

»Mag sein, doch ich leide unter Schuldgefühlen. Eigentlich sollte ich glücklich sein, weil ich Bär habe. Ich liebe ihn von ganzem Herzen; er ist das Schönste in meinem Leben, aber ... Theo fehlt mir. Sorry ... sonst weine ich nie.«

»Ich weiß. Es tut gut, alles rauszulassen, Ally. Du bist immer so stark, oder dein Stolz verbietet es dir, dich schwach zu zeigen, doch jeder hat einen Punkt, an dem er nicht mehr kann.«

»Schon ein bisschen Schlaf würde mir helfen – ungestörter Schlaf. Selbst wenn Ma die Nachtschicht übernimmt, wache ich auf, sobald Bär zu schreien anfängt.«

»Vielleicht sollten wir eine kurze Auszeit für dich organisieren. Ma und ich würden schon mit Bär zurechtkommen.«

Ally sah ihre Schwester entsetzt an. »Was für eine Mutter nimmt sich denn eine ›Auszeit‹ von ihrem Kind?«

»Eine, die es kann, würde ich sagen«, antwortete Maia sachlich. »Früher haben sich frischgebackene Mütter nicht auf ihre Ehemänner verlassen; sie hatten zahlreiche weibliche Verwandte, die ihnen unter die Arme griffen. Seit du in Norwegen bist, fehlt dir dieser Beistand. Bitte setz dich nicht unter Druck, Ally. Ich habe selbst erlebt, wie schwierig es ist, in einem fremden Land Fuß zu fassen, und ich spreche in Brasilien immerhin die dortige Sprache.«

»Ich gebe mir wirklich Mühe, aber Norwegisch ist höllisch schwer. In den Geburtsvorbereitungskursen waren ein paar nette Frauen, die ein bisschen Englisch konnten. Leider haben sich unsere Wege nach der Geburt getrennt. Die haben alle Familie. Manchmal frage ich mich schon, ob es ein Fehler war, nach Norwegen zu ziehen. Es wäre schön, im Orchester spielen zu können, dann wäre ich beschäftigt, doch fürs Erste sitze ich mit Bär zu Hause am Arsch der Welt fest.« Ally wischte sich unwirsch die Tränen aus dem Gesicht. »Gott, wie ich Selbstmitleid hasse!«

»Beruhige dich. Entscheidungen lassen sich rückgängig machen. Möglicherweise geben dir diese paar Wochen hier in Atlantis und der Aufenthalt auf See, wo du so gern bist, Gelegenheit zum Nachdenken.«

»Ja, aber wo soll ich sonst hin? Ich liebe Ma und Claudia wirklich sehr, könnte mir jedoch nicht vorstellen, ganz nach Atlantis zurückzukehren.«

»Ich auch nicht. Es gibt durchaus andere Orte, Ally. Dir steht die gesamte Welt offen.«

»Ich soll einfach eine Nadel irgendwo in eine Landkarte stecken und dorthin fahren? So funktioniert das nicht. Hast du mal ein Taschentuch für mich?«

Maia nahm ein Tuch aus ihrer Jeanstasche und reichte es Ally. »Tante Maia rät dir, ein Nickerchen zu machen und Bär heute Nacht mir und Ma zu überlassen. Ich leide unter Jetlag und liege sowieso wach. Ally, ich glaube, dein Gehirn ist durch den ständigen Schlafentzug überlastet. Ein bisschen Ruhe tut dir gut, bevor die anderen Schwestern eintrudeln.«

»Du hast recht.« Ally zog seufzend ein Haarband von ihrem Handgelenk und schlang damit ihre Locken zu einem Knoten am Oberkopf. »Okay, ich nehme dein Angebot an. Heute Nacht schiebe ich mir Stöpsel in die Ohren und versuche, das Geschrei auszublenden.«

»Schlaf doch in einem der freien Zimmer unter uns in Pas Stockwerk. Da wirst du nicht von Bär geweckt. Und ich checke die Verbindungen von New York nach Toronto und rufe Elektra an, um sie zu fragen, ob sie bereit wäre hinzufliegen.«

»Gut. Dann lege ich mich jetzt hin. Bärs Fläschchen sind im Kühlschrank, falls du welche brauchst, die Windeln liegen auf dem Wickeltisch, und ...«

»Ich kenne mich aus, Ally«, erwiderte Maia sanft. »Geh rauf und gönn dir eine Mütze voll Schlaf.«

* * *

Sobald sie im Internet recherchiert hatte, dass der Flug von New York nach Toronto weniger als zwei Stunden dauerte, wählte Maia Elektras Nummer. Da es in New York früh am Tag war, erwartete sie nicht, sie persönlich zu erreichen, doch zu ihrer Überraschung hörte sie am anderen Ende der Leitung die Stimme ihrer Schwester.

»Maia! Wie geht's dir?«

Sogar am Telefon meldet sie sich nun anders ..., dachte Maia. Früher hätte Elektra nie gefragt, wie es *ihr* gehe.

»Ich leide noch unter Jetlag, aber es ist toll, in Atlantis bei Ma, Claudia und Ally zu sein. Und wie läuff's bei dir, Miss Weltstar?«

»O mein Gott, Maia! Mit einer solchen Resonanz auf meine Rede hätte ich nicht gerechnet. Alle Zeitungen und Fernsehsender scheinen mit mir reden zu wollen. Mariam – du erinnerst dich an meine Assistentin? – musste eine Hilfe einstellen, weil sie es allein nicht mehr schafft. Ich bin überwältigt.«

»Das kann ich mir denken. Immerhin ist es für einen guten Zweck.«

»Ja, und Stella – meine Großmutter – ist einfach wundervoll. Sie hilft mir sehr. Ihrer Meinung nach haben wir genug Spenden für die Eröffnung von *fünf* Beratungsstellen, und jede Menge Wohltätigkeitsorganisationen wollen mich als Sprachrohr für sich. Und das Beste: Sogar die UNICEF hat angefragt, ob ich mir vorstellen könnte, Weltbotschafterin für sie zu werden. Stella ist richtig stolz auf mich. Ich kann dir gar nicht sagen, wie mich das freut.«

»Klingt großartig, Elektra. Den Erfolg hast du dir verdient. Du bist ein echtes Vorbild für Menschen, die kämpfen müssen, wie du es früher musstest. Aber bitte pass auf, dass der Stress dir nicht zu viel wird.«

»Keine Sorge. Das ist ›positiver Stress‹. Ich bin megagut drauf. Und Miles ist einfach toll.«

»Miles ... Ist das der Typ aus der Suchtklinik?«

»Ja. In den letzten Wochen sind wir uns sehr nahegekommen.«

Falls er es schafft, sich die Zeit freizuschaukeln, möchte ich ihn sogar bitten, mich nach Atlantis zu begleiten. Diesen supergeilen Anwalt kann ich jederzeit zu meiner Verteidigung gegen euch Schwestern in den Ring schicken.«

Elektra lachte, ein fröhliches, unbeschwertes Lachen, das Maia schon Jahre nicht mehr von ihr gehört hatte.

»Wenn sich irgendjemand in dieser unserer verrückten Familie selbst verteidigen kann, dann du, Elektra, aber selbstverständlich ist er herzlich willkommen. Soweit ich weiß, bringen alle außer Ally jemanden mit. Ihr Bruder Thom kann nicht kommen, weil er mit dem Orchester auf Tournee ist.«

»Immerhin hat sie Bär.«

»Ja, doch momentan geht's ihr mies.«

»Das ist mir bei unserem Telefongespräch neulich auch aufgefallen. Egal, bald sind wir da, muntern sie auf und wechseln uns beim Babysitten ab. Hast du mich bloß angerufen, um dich zu erkundigen, wie's mir geht, oder gibt's einen bestimmten Grund?«

»Beides. Hast du die Mail von Ally an dich, Tiggy und Star gelesen?«

»Nein. Wie gesagt, ich befinde mich im Belagerungszustand. Nicht einmal Mariam schafft es, auf dem Laufenden zu bleiben. Was ist Sache?«

Maia erklärte ihr in knappen Worten die Ereignisse seit Georgs Überraschungsbesuch am Abend des Konzerts für Afrika.

»Somit steht wohl fest, dass Mary-Kates Mutter Mary, besser bekannt als Merry, nach Toronto geflogen ist. Sie hat den Smaragdring dabei, den wir laut Aussage von Georg benötigen, um unsere verschollene Schwester zu identifizieren. Wir sind dabei, Merrys dortige Adresse ausfindig zu machen. Falls uns das gelingt – tut mir leid, dich darum zu bitten, wenn du so viel um die Ohren hast –, wollte ich dich fragen, ob du einen Tag opfern könntest, um zu einem Treffen mit ihr hinzuzufiegen. Von New York nach Toronto sind es nicht mal zwei Stunden ...«

»Klar, kein Problem, Maia. Im Moment freue ich mich sogar

über einen Grund, aus dieser Stadt rauszukommen. Ich nehme Mariam mit, die besitzt großes Geschick, Leuten Informationen zu entlocken.«

»Das wäre toll, Elektra! Hoffentlich kriegen wir raus, wo sie unterkommt. Dann melden wir uns bei dir.«

»Meinst du wirklich, dass uns das zu der verschwundenen Schwester führt?«

»Keine Ahnung, aber Georg schien sich im Hinblick auf diese Information ganz sicher zu sein.«

»Wäre es nicht super, wenn wir sie dazu bringen könnten, mit uns den Kranz für Pa ins Meer zu werfen? Das hätte Pa bestimmt gefreut.«

»Ja, und mit deiner Hilfe gelingt uns das vielleicht. Nun will ich dir nicht mehr die Zeit stehlen; du bist sehr beschäftigt. Noch einmal Gratulation, kleine Schwester. Du hast Unglaubliches geschafft und wirst noch mehr schaffen.«

»Danke, große Schwester. Sagt Bescheid, sobald ihr die Adresse habt. Bis bald.«

Nachdem Maia aufgelegt hatte, verließ sie das Haus, schlenderte hinüber zum Pavillon und schloss die Tür hinter sich. Obwohl sie entschieden hatte, in ihrem alten Kinderzimmer im Haupthaus zu schlafen, um näher bei Ally zu sein, putzte und lüftete Claudia regelmäßig ihr altes Heim, wo sie als Erwachsene viele Jahre gewohnt hatte. Hier würden sie, Floriano und Valentina logieren, wenn diese da wären. Sie ging ins Schlafzimmer, öffnete die Schublade mit ihrer Unterwäsche, tastete darunter herum, nahm heraus, wonach sie suchte, und betrachtete es.

Ja, es hatte sich nichts geändert. Maia legte es zurück in die Schublade, trat ans Bett und setzte sich darauf. Sie musste an das denken, was Ally gesagt hatte, dass sie unter Schuldgefühlen leide, weil sie niedergeschlagen sei in einer Zeit, in der sie eigentlich glücklich sein sollte. Das galt gerade auch für Maia selbst, nachdem etwas, das sie sich sehr gewünscht hatte, endlich eingetreten war. Gleichzeitig hatte dieses Ereignis etwas in ihrem Gehirn in

Gang gesetzt, das daraufhin entschlossen zu sein schien, schmerzliche Erinnerungen an die Vergangenheit hervorzuzerren ...

Zum Glück hatte sie momentan Abstand von Floriano und Zeit, sich über ihre Gedanken und Emotionen klar zu werden, bevor sie mit ihm sprach.

»Es eilt nicht«, flüsterte sie, während sie sich in den Räumlichkeiten umsah, die sie so lange bewohnt hatte. Sich selbst einzugehen, dass sie sich hier vor der Welt versteckt hatte wie ein waidwundes Tier, ließ Tränen in ihre Augen treten. Atlantis war stets ein sicherer Hafen gewesen, wo Alltagsprobleme weit weg schienen. Nun hätte sie sich gewünscht, dieses Gefühl der Sicherheit wieder heraufbeschwören zu können und dass Pa gleich nebenan war, denn sie hatte schreckliche Angst ...

VI

Mary-Kate

Gibbston Valley, Neuseeland

Als der Regen gegen die Fenster peitschte und der Wind durchs Tal heulte, hörte ich auf, über den Text zu einem neuen Song nachzudenken, an dem ich gerade mit dem Keyboard herumbastelte und an dem Fletch und ich tags zuvor im Wohnzimmer ebenfalls während eines Sturms gearbeitet hatten.

»Kaminfeuer wär schön«, hatte Fletch bemerkt. »Allmählich wird's Winter.«

Ich hatte geschluckt, denn das erste Kaminfeuer des Jahres entfachte sonst Mum, aber sie war genauso wenig da wie Dad und Jack ...

Außerdem war ich mit meinen zweiundzwanzig Jahren erwachsen. Ich bat Fletch, ein Foto zu machen – Dad hatte dieses alljährliche Ereignis stets so gewürdigt wie andere Familien Geburtstage oder Weihnachten –, und zündete nun selbst das erste Kaminfeuer des Jahres an.

* * *

Nachdem Fletch am Nachmittag mit Starthilfe für Sissy in Richtung Dunedin losgefahren war, hatte ich den Songtext, an dem ich herumfeilte, verbessern wollen. Fletch war eine Supermelodie eingefallen, meinen Text hingegen fand er »deprimierend«. Leider hatte er recht. Ich wusste nicht, ob es daran lag, dass ich mich so allein fühlte, oder an meiner allgemeinen Verwirrung nach CeCes und Chrissies Besuch. Jedenfalls ließ meine Kreativität mich momentan im Stich.

»Wie findest du die Girls?«, hatte Fletch sich bei einer Flasche Wein erkundigt. »Möglicherweise gehören sie tatsächlich zu dei-

ner richtigen Familie. Sie scheinen ziemlich cool zu sein. Jedenfalls müssen sie ganz schön Kohle haben, wenn ihnen ein Schiff im Mittelmeer gehört.«

»Keine Ahnung, was ich von der Sache halten soll. Es war nicht gelogen, als ich ihnen gesagt habe, ich hätte mir nie Gedanken über meine leibliche Familie gemacht. Ich bin und bleibe eine McDougal«, hatte ich mit fester Stimme hinzugefügt.

Doch nun, allein mit meinen Gedanken in einem Haus voller Erinnerungen an Dad, ließ die Frage, wer meine leibliche Familie war, mir keine Ruhe.

Frustriert schlug ich einen misstönenden Akkord an und warf einen Blick auf die Uhr. Es war Mitternacht, in Toronto morgens.

Du musst mit ihr reden ...

Ich nahm all meinen Mut zusammen und griff nach dem Telefonhörer, um die Nummer von Mums Handy zu wählen. *Wahrscheinlich geht sie sowieso nicht dran*, beruhigte ich mich.

»Hallo, Liebes, bist du das?«, ertönte jedoch Mums Stimme bereits nach dem zweiten Klingeln. Ich hörte, wie müde sie klang.

»Ja, hallo, Mum. Wo bist du?«

»Ich habe gerade in Toronto ins Radisson eingchecked. Ist bei dir alles in Ordnung?«

»Klar. Hast du neulich meine Nachricht gekriegt? Über diese beiden Frauen, CeCe und Chrissie, die dich treffen wollten?«

»Ja.« Kurze Pause. Erst nach einer Weile fügte sie hinzu: »Leider war ich mit Bridget schon nach Sydney abgereist, als sie auf der Insel ankamen. Wie waren sie?«

»Echt nett. Fletch war da, wir haben sie zum Abendessen eingeladen. Sie wollen wirklich nur diese ›verschwundene Schwester‹ finden, wie sie sie nennen. Das habe ich dir in meiner Nachricht erklärt ...«

»Haben sie erwähnt, dass sie mit anderen zusammenarbeiten?«, fiel Mum mir ins Wort.

»Na ja, wenn du damit die anderen Schwestern meinst, die

ihnen helfen, dich aufzuspüren. CeCe behauptet, sie hätte fünf Stück, alle wie ich adoptiert. Äh, Mum ...«

»Ja, Liebes?«

Ich schloss die Augen und holte tief Luft. »Mum, bisher hat meine leibliche Familie mich nie interessiert, aber nach ihrem Besuch überlege ich, ob ich nicht vielleicht doch mehr über sie erfahren sollte.«

»Natürlich, Liebes, das kann ich verstehen. Das muss dir nicht unangenehm sein.«

»Ich liebe dich und Dad und Jack mehr als irgendjemanden sonst. *Ihr* seid meine Familie«, erklärte ich hastig. »Doch ich habe mit Fletch darüber geredet und glaube, es könnte gut sein, mehr über diesen Teil von mir zu hören. Mum, ich möchte dich nicht aus der Fassung bringen ...« Mir versagte die Stimme, und ich hätte mir sehr gewünscht, dass sie bei mir wäre und mich tröstend in den Arm nähme, wie sie es sonst tat.

»Es macht mir wirklich nichts aus, Mary-Kate. Weißt du, was? Wenn ich wieder zu Hause bin, setzen wir uns zusammen und unterhalten uns darüber, ja?«

»Danke, das wäre toll.«

»Diese beiden Frauen haben sich nicht noch mal bei dir gemeldet, oder?«

»Ich habe kurz mit CeCe telefoniert. Sie möchten lediglich den Smaragdring sehen, den du mir zum einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt hast, Mum. Sie haben ja diese Zeichnung davon.«

»Haben sie erwähnt, woher?«

»Anscheinend von ihrem Anwalt. Mum, bist du okay? Du klingst ... seltsam.«

»Alles gut, Mary-Kate, ich mache mir nur deinetwegen Sorgen. Ist Fletch noch bei dir?«

»Nein, der ist heute Nachmittag weggefahren.«

»Aber Doug ist da, oder?«

»Ja. Und die Arbeiter. Die sind im Anbau. Ich bin hier völlig sicher.«

»Schön, aber lass mir keine Fremden mehr ins Haus, ja?«

»Du und Dad, ihr wart doch auch immer gastfreundlich«, konterte ich.

»Stimmt, aber du bist allein, Liebes. Das ist etwas anderes. Willst du wirklich nicht nach Toronto kommen?«

»Wieso plötzlich so besorgt, Mum? Du und Dad, ihr habt immer behauptet, das Tal wär der sicherste Ort der Welt. Du machst mir Angst!«

»Tut mir leid. Mir gefällt nur der Gedanke nicht, dass mein kleines Mädchen so ganz allein ist. Melde dich wieder, versprochen?«

»Natürlich. Ach, noch eins ...« Ich schluckte. »Darf ich dich, bevor du auflegst, fragen, ob ich in unserer Gegend adoptiert wurde?«

»Ja, über eine Agentur in Christchurch. ›Green und Irgendwer‹.«

»Danke, Mum. Ich geh jetzt schlafen. Hab dich lieb.«

»Ich dich auch. Pass bitte auf dich auf.«

»Wird gemacht. Tschüs.«

Ich legte auf und ließ mich aufs Sofa plumpsen. Mum hatte so merkwürdig und angespannt geklungen, gar nicht wie sonst. Dass das Auftauchen einer Verbindung zu meiner potenziellen leiblichen Familie sie nicht beschäftigte, kaufte ich ihr nicht ab.

Wir würden miteinander reden, wenn sie wieder zu Hause sei, hatte sie versprochen ...

»Aber wann wird das sein?«, sagte ich laut in den leeren Raum hinein. Bei all den Ländern, die sie aufsuchen wollte, konnte es Monate dauern, bis wir uns richtig unterhalten konnten, und nun, da meine Neugierde geweckt war, wünschte ich mir so schnell wie möglich Antworten auf meine Fragen. Am Morgen würde ich CeCe anrufen und ihr mitteilen, dass Mum im Radisson abgestiegen war. Wenn es sich tatsächlich um den gesuchten Ring handelte, könnte er *meine* Identität klären, und darüber musste ich mehr erfahren, selbst wenn Mum das nicht recht war.

Ich stand auf und schaltete den alten Computer auf dem Tisch ein. Während er hochfuhr, wippte ich ungeduldig mit dem Fuß. Schließlich öffnete ich den Browser und ging auf Google.

»*Green und ... Adoptionsagentur Christchurch Neuseeland*«, gab ich in die Suchleiste ein.

Dann hielt ich den Atem an und drückte auf »Enter«.

VII

Atlantis

»Ich hätte nie gedacht, dass ich das mal sagen würde, aber Schlafen ist was Wunderbares«, verkündete Ally, als sie sich am folgenden Morgen zu einem späten Frühstück neben Maia in der Küche gesellte. »Du bist nach wie vor kreidebleich. Scheinst selbst kein Auge zugetan zu haben.«

»Nein. Irgendwie kriege ich den Jetlag einfach nicht los.« Maia zuckte die Achseln.

»Du bist doch schon vier Tage da. Ist wirklich alles okay mit dir? Wie geht's deinem Magen?«

»Nicht sonderlich, aber das kommt schon wieder in Ordnung.«

»Vielleicht solltest du dich bei Dr. Krause in Genf durchchecken lassen.«

»Wenn's in den nächsten Tagen nicht besser wird, tue ich das. Jedenfalls freut es mich, dass wenigstens du schlafen konntest, Ally. Du siehst viel erholter aus.«

»So fühle ich mich auch. Wo steckt übrigens mein kleiner König?«

»Ma macht im Garten einen Spaziergang mit ihm. Weißt du noch, wie sie uns Kinder immer an die frische Luft gescheucht hat?«

»Ja. Und wie sehr ich es gehasst habe, mit dem großen Silver-Cross-Kinderwagen Runde um Runde im Garten zu drehen, bis Elektra oder Tiggy endlich einschlief?«

»Apropos Tiggy: Von ihr und Star habe ich, seit du den beiden die Mail über die verschollene Schwester geschickt hast, nichts mehr gehört«, bemerkte Maia. »Du?«

»Nein, aber CeCe wollte Star informieren, und die Verbindung

zu der abgelegenen Weltgegend, in der Tiggy wohnt, ist ja notorisch schlecht. Unter Umständen hat sie die Mail noch gar nicht. Ich begreife nicht, wie Menschen so abgeschieden leben können.«

»Als du gesegelt bist, war's bei dir doch auch so, oder?«

»Völlig ohne Kontakt war ich nur sehr selten länger als zwei Tage. Für gewöhnlich kann man irgendeinen Hafen ansteuern und dort die SMS und Mails der letzten Zeit checken.«

»Du brauchst andere Menschen um dich, stimmt's, Ally?«

»Darüber habe ich nie nachgedacht«, antwortete sie und nahm mit ihrer Tasse Kaffee Platz. »Vermutlich hast du recht.«

»Möglicherweise fällt dir das Leben in Norwegen deshalb so schwer. Du kennst nur wenige Leute dort, und selbst mit diesen wenigen ist die Kommunikation schwierig.«

Ally nickte erstaunt. »Da könntest du recht haben. Ich bin's gewöhnt, ständig jemanden um mich zu haben. Zuerst euch Schwestern in Atlantis, und später habe ich immer auf engstem Raum mit der Crew geschlafen. Ich bin praktisch niemals allein.«

»Wogegen ich meine Privatsphäre benötige.«

»Du hast genau die gegenteilige Erfahrung von mir gemacht«, fasste Ally zusammen. »Ich musste mich ans Alleinsein gewöhnen, während du nach all deinen einsamen Jahren in Atlantis plötzlich mit Floriano und Valentina zusammenwohnst.«

»Und das fällt mir gar nicht so leicht. Unsere Wohnung ist ziemlich klein und liegt mitten in einer quirligen Stadt. Deswegen fahre ich so gern hinaus zur *fazenda*, der Farm, die ich geerbt habe. Da kann ich durchatmen und habe meine Ruhe. Ohne sie würde ich vermutlich den Verstand verlieren. Sobald unsere finanzielle Situation es erlaubt, wollen wir uns eine größere Wohnung suchen.«

»Gut, dass du das Thema Finanzen erwähnst«, meinte Ally. »Sobald Georg zurück ist, möchte ich mit ihm reden. Ich bin fast blank. Weil ich seit Monaten nicht arbeite, bin ich abhängig von dem Einkommen aus dem Treuhandvermögen. Für die Renovierung des Hauses in Bergen habe ich alle meine Ersparnisse auf-

gebraucht und Theos Boot verkauft, doch das Geld reichte nicht. Ich musste Georg um mehr bitten. Es ist mir peinlich, ihn schon wieder anzuhaufen. Ich bin einfach zu stolz – bisher habe ich mir meinen Lebensunterhalt immer selber verdient.«

»Das weiß ich, Ally.«

»Mir bleibt nichts anderes übrig, es sei denn, ich verkaufe den alten Schuppen, den Theo mir auf der griechischen Insel hinterlassen hat, sein ›Irgendwo‹. Allerdings nimmt den erst jemand, wenn ich ihn auf Vordermann gebracht habe, und dazu fehlt mir das Geld. Außerdem möchte ich versuchen, ihn für Bär zu behalten.«

»Ja, das solltest du«, meinte Maia.

»Ich habe keine Ahnung, wie viel Pa uns hinterlassen hat. Du?«

»Nein. Die wenigen Tage nach Pas Tod letztes Jahr liegen für mich wie hinter einem Schleier, und ich erinnere mich nicht, wie Georg uns die finanzielle Situation erklärt hat«, gestand Maia. »Ich hielt es für eine gute Idee, wenn wir ihn, sobald wir von der Fahrt nach Delos zurück sind, bitten, uns zu erläutern, wie die Sache mit dem Treuhandvermögen funktioniert. Dann bestünde Klarheit, wie viel wir besitzen und wofür wir das Geld verwenden dürfen.«

»Ja, das wäre sinnvoll, obwohl ich nach wie vor ein schlechtes Gewissen habe, überhaupt um Hilfe bitten zu müssen. Pa hat uns beigebracht, auf eigenen Beinen zu stehen.« Ally seufzte.

»Wenn ein Elternteil ... stirbt, erben Kinder für gewöhnlich etwas, und mit dem Erbe können sie anfangen, was sie wollen«, erwiderte Maia. »Allmählich sollten wir uns klarmachen, dass nun *wir* das Sagen haben, dass Georg für *uns* arbeitet und nicht umgekehrt. Es ist unser Geld, und wir müssen keine Bedenken haben, darum zu bitten. Georg ist nicht unser moralischer Kompass; der war Pa. Und der hat uns beigebracht, nicht zu verschwenden, was zu besitzen wir uns glücklich schätzen können. Nach dem Tod des Partners alleinerziehende Mutter zu sein, gehört zu den denkbar besten Gründen, finanzielle Unterstützung zu benötigen,

Ally. Wenn Pa noch am Leben wäre, würde er das auch so sehen, da bin ich mir sicher.«

»Du hast recht. Danke, Maia.« Ally streckte die Hand nach ihrer Schwester aus. »Deine Ruhe und Vernunft haben mir sehr gefehlt. Ich würde mir wünschen, dass du nicht so weit von mir weg lebst.«

»Komm mich doch bald mal mit Bär in Brasilien besuchen. Es ist ein erstaunliches Land, und ...«

Da klingelte das Telefon, und Ally sprang auf, um dranzugehen.

»Allô, Ally d'Aplière am Apparat. Wer? Ach, hallo, Mary-Kate.« Sie winkte Maia heran, damit sie mithören konnte. »Schön, mit dir zu sprechen. Von CeCe weiß ich alles über euer Treffen in Neuseeland. Maia – unsere älteste Schwester – steht neben mir.«

»Hallo, Mary-Kate«, begrüßte Maia sie.

»Hi, Maia«, antwortete Mary-Kate mit ihrer angenehmen Stimme. »Die Freude ist ganz meinerseits. Ich habe diese Nummer von CeCe. Die kann ich leider nicht erreichen. Ich hoffe, es ist recht, dass ich bei euch anrufe.«

»Natürlich.« Ally nahm den Hörer wieder.

»CeCe und ihre Freundin Chrissie wollten wissen, in welchem Hotel meine Mum sich in Toronto einquartiert hat. Gestern Abend habe ich mit Mum telefoniert. Sie sagt, sie wohnt im Radisson. Die Adresse habe ich.« Maia und Ally hörten Mary-Kates Aufregung. »Soll ich sie euch oder CeCe geben?«

»Bitte uns«, antwortete Ally und ergriff den Block und den Bleistift, die neben dem Apparat in der Küche lagen. »Schieß los.« Ally notierte Adresse und Telefonnummer. »Danke, Mary-Kate, super.«

»Was habt ihr vor? Wollt ihr zu ihr?«

»Eine unserer Schwestern lebt in Manhattan. Das ist gar nicht so weit weg von Toronto. Sie hat gesagt, sie würde vielleicht hingefliegen.«

»Wow, eure Familie klingt echt interessant. Seltsam, aber interessant.« Mary-Kate lachte. »'tschuldigung! Ich wollte nicht unhöflich sein ...«

»Kein Problem, das sind wir gewöhnt«, beruhigte Ally sie.
»Falls wir den Ring, den deine Mum mitgenommen hat, als den richtigen identifizieren, wäre es schön, wenn du uns besuchen und mit dem Schiff zu der Gedenkfeier für unseren Vater in der Ägäis begleiten würdest. Das hat CeCe dir bestimmt schon gesagt.«

»Nett von euch, doch das kann ich mir, glaube ich, nicht leisten.«

»Die Kosten für sämtliche Flüge würden aus unserem Familientreuhandvermögen beglichen«, versicherte Ally ihr hastig.

»Danke. Ich denk drüber nach. Warten wir erst mal ab, ob eure Schwester es schafft, sich mit meiner Mum zu treffen und sie auf den Ring anzusprechen. Es ist nur ... Ich glaube, meiner Mum gefällt es nicht sonderlich, dass CeCe und Chrissie vor ihrer Tür auftauchen. Noch weiß sie nicht, dass möglicherweise eine weitere Schwester zu ihr nach Toronto kommt. Seit Dads Tod ist sie ziemlich dünnhäutig.«

»Verständlich. Wenn dir das lieber ist, können wir's auch sein lassen«, schlug Maia diplomatisch vor.

»Ich will sie nicht aus der Fassung bringen, andererseits würde mich interessieren, ob ich tatsächlich eure verschollene Schwester bin. Klingt das egoistisch?«

»Nein, überhaupt nicht. Bestimmt ist es nie leicht für die Adoptivmutter, wenn plötzlich irgendwelche möglichen Verwandten aufkreuzen. Wir sind schuld, Mary-Kate. Wir hätten dir zuerst schreiben sollen, doch in unserer Aufregung haben wir nicht lange überlegt.«

»CeCes und Chrissies Besuch hat mich gefreut, aber ...«

»Ich bitte Elektra, umsichtig vorzugehen.«

»Elektra, die sechste Schwester?«

»Ja«, bestätigte Ally erstaunt. »Du kennst dich gut aus in der Mythologie.«

»Mum hat Altphilologie studiert. Sie liebt die griechischen Mythen über alles, das habe ich CeCe erzählt. Elektra ist ein unge-

wöhnlicher Name. Ich kenne nur eine einzige Elektra, nämlich das Supermodel. Ihre Rede neulich Abend habe ich mir im Fernsehen angeschaut. Das ist nicht eure Schwester, oder?«

»Doch.«

»Scheiße! Ich meine ... echt jetzt? Die war immer schon mein großes Vorbild. Sie ist so schön und elegant, und die Rede beweist, dass sie auch was im Kopf hat und jede Menge Mitgefühl. Wenn ich sie persönlich kennenlerne, falle ich wahrscheinlich in Ohnmacht!«

»Keine Sorge, wir stützen dich«, versprach Ally ihr und blinzelte Maia zu.

»Falls ihr mit Elektra spricht, sagt ihr bitte, dass ich sie toll finde.«

»Wird gemacht. Noch mal zurück zu dem, was du vorhin erwähnt hast: Ich finde, wir sollten deine Mum warnen, dass Elektra sie morgen besucht. Wenn du möchtest, hinterlasse ich an der Hotelrezeption eine Nachricht für sie.«

»Ja, das wäre gut. Danke, Maia, tschüs.«

»Tschüs, Mary-Kate, und danke für den Anruf.«

Maia legte auf und sah Ally an.

»Sie klingt nett. Und ziemlich jung«, fügte Maia hinzu, als sie zum Tisch zurückkehrten.

»Ich finde, sie klingt einfach nur normal.«

»Soll das heißen, dass wir das nicht sind?«, fragte Maia schmunzelnd.

»Wir sind ein Haufen junger Frauen mit reichlich unterschiedlichen Persönlichkeiten. Wie wohl die meisten Schwestern. Und überhaupt: Was ist schon ›normal‹?«

»Ich habe ein schlechtes Gewissen wegen ihrer Mutter«, gestand Maia. »Ist wahrscheinlich ein ganz schöner Schock, plötzlich zu hören, dass eine potenzielle andere Herkunftsfamilie der Tochter Kontakt zu ihr aufgenommen hat. Üblicherweise geschieht so etwas über offizielle Kanäle.«

»Stimmt. Das hätten wir bedenken sollen«, pflichtete Ally ihr

bei. »Für uns war es anders. Pa hat uns ja selbst ermutigt, uns auf die Suche nach unseren leiblichen Familien zu machen.«

»Was nur beweist, wie großartig Ma auf diese Suche reagiert«, bemerkte Maia. »Sie liebt uns Schwestern wie eine Mutter. Und ich liebe sie meinerseits innig. Für mich *ist* sie meine Mutter.«

»Für mich auch«, meinte Ally. »Obendrein hat Bär in ihr eine fantastische Oma.«

»Meinst du, Mary-Kate ist wirklich die verschwundene Schwester?«

»Wer weiß? Falls sie es ist: Wie hat Pa sie verloren?«

»Keine Ahnung. Ich hasse solche Gespräche.« Maia seufzte. »Erinnerst du dich, wie wir als Kinder überlegt haben, warum wir von ihm adoptiert wurden? Und warum er so besessen von den Sieben Schwestern ist?«

»Natürlich.«

»Damals hätten wir nur runter in sein Arbeitszimmer gehen und ihn fragen müssen, doch keine von uns hatte je den Mut dazu. Jetzt, da er tot ist, besteht diese Möglichkeit nicht mehr. Ich wünschte, ich hätte mehr Mumm besessen, denn nun werden wir es wohl nie erfahren.« Maia schüttelte müde den Kopf.

»Mag sein. Obwohl ich vermute, dass Georg weit besser informiert ist, als er zugibt.«

»Das glaube ich auch. Wahrscheinlich ist er von Berufs wegen zu Stillschweigen über die Geheimnisse seiner Mandanten verpflichtet.«

»Geheimnisse scheint Pa jede Menge gehabt zu haben«, stellte Ally fest. »Wusstest du zum Beispiel, dass dieses Haus einen Aufzug hat?«

»Wie bitte?« Maia schnappte nach Luft. »Wo?«

»Er ist hinter einer Wandverkleidung im Flur zur Küche versteckt«, antwortete Ally mit gesenkter Stimme. »Tiggy hat's rausgefunden, als sie im Frühjahr wegen ihrer schweren Krankheit in Atlantis war. Ma behauptet, Pa hätte den Lift lange vor seinem Tod einbauen lassen. Angeblich hat er sich mit den Stufen

schwergetan, das aber für sich behalten, damit wir uns keine Sorgen machen.«

»Verstehe«, meinte Maia. »Sonderlich mysteriös klingt das für mich nicht, Ally.«

»Nein, verdächtig ist allerdings, dass der Aufzug in einen geheimen Weinkeller führt, von dem uns nie jemand erzählt hat«, erwiderte Ally.

»Bestimmt gibt es dafür eine Erklärung ...«

»Als Elektra vor ein paar Monaten hier war, ist Ma mit uns beiden in diesen Keller gefahren. Und Elektra hat sich hinuntergeschlichen, während Ma und Claudia schliefen, und Tiggys Entdeckung bestätigt: Hinter einem der Weinregale befindet sich eine Geheimtür.«

»Was verbirgt sich dahinter?«

»Keine Ahnung.« Ally seufzte. »Eines Nachts, als Bär mich wieder mal wach gehalten hat, bin ich selber runter – der Schlüssel für den Lift hängt in dem Kästchen in der Küche. Ich hab die Tür gefunden, es aber nicht geschafft, das Weinregal davor wegzurücken.«

»Sobald alle da sind, schauen wir uns das gemeinsam an. Vielleicht weiß Georg, wohin sie führt. Doch zurück zu unserer verschollenen Schwester: Wir haben die Adresse von dem Hotel in Toronto, in dem Mary-Kates Mutter wohnt. Rufen wir Elektra an.« Maia warf einen Blick auf ihre Uhr. »In New York müsste es ungefähr sechs Uhr morgens sein; das ist bestimmt zu früh.«

Diesmal ging Elektra tatsächlich nicht an ihr Handy, also bat Maia sie auf ihrer Mailbox, sich so bald wie möglich bei ihnen zu melden. Kurz darauf kam Ma mit Bär aus dem Garten herein, und Ally stillte ihn in der Küche, während sie auf Elektras Rückruf wartete.

»Wenn du möchtest, kannst du gern hinaus oder nach oben gehen«, schlug Ma vor, als Claudia mit den Vorbereitungen für das Mittagessen begann. »Ich bleibe in Hörweite vom Telefon.«

»Wenn Elektra nicht bald zurückruft, tu ich das«, sagte Ally.

